

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

INHALT:

Horst von Teichman:

Die Aufgaben der
pommerschen Land-
wirtschaft

*

Heinrich Stammler:

Die kleine Entente und
der deutsche Osten

*

Julius Gerhardt:

Städtebauliche
Planung

*

Joachim Klaiber:

Zur Neugestaltung des
Theaters

*

Norwegisches Erb-
hofrecht

Mönchguter Fischer

Papa Wrangel

Ostererinnerung

Pommersche Oster-
bräuche

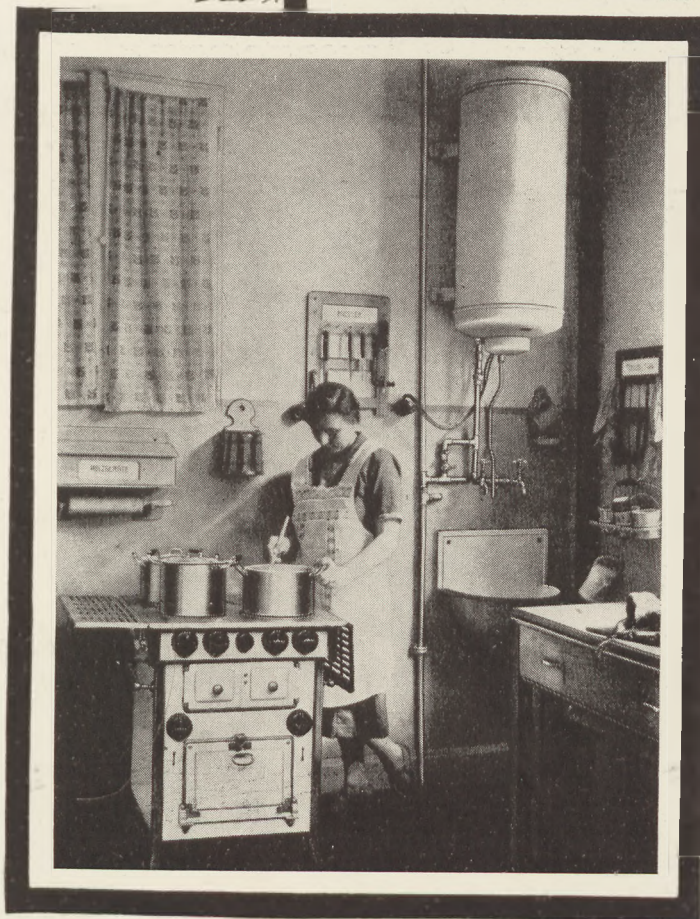
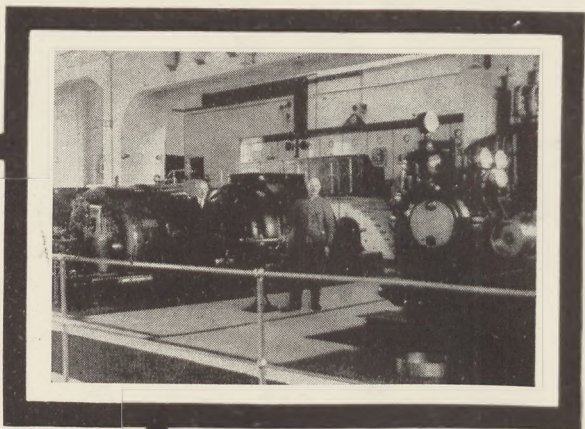
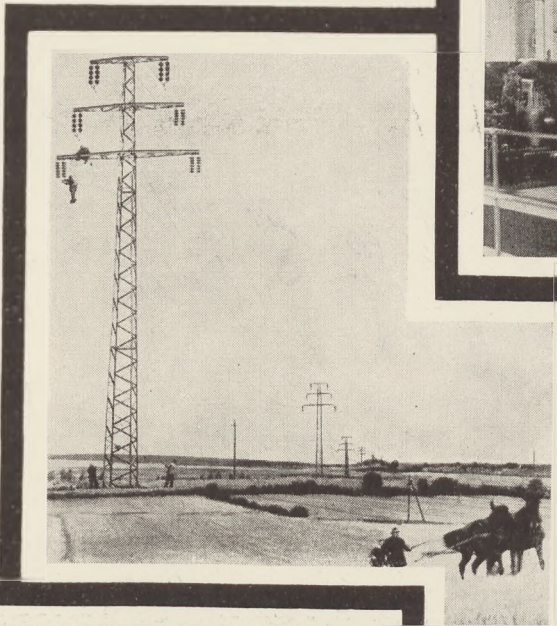
u. v. a. m.

*



304.

STETTIN
APRIL 1934



**OHNE
STREICHHÖLZER
OHNE KOHLE!**

OHNE ABGASE, RUSS u. ASCHE
können Sie in Ihrer Küche mit
dem billigen, elektrischen

**HEIZSTROM
MÜHELOS UND SAUBER**
kochen, backen, braten!

Wenden Sie sich daher an
Ihren zugelassenen Installateur
oder an die Hauptverwaltung der

ÜBERLANDZENTRALE

POMMERN • STETTIN ODER DEREN ZWEIGNIEDERLASSUNGEN IN

FERNRUF 35431

STOLP	TEL: 2137
BELGARD	TEL: 60
MASSOW	TEL: 381
STRALSUND	TEL: 22 51

Das Bollwerk

Die NS Monatszeitschrift Pommerns

(früher „Pommersche Heimatpflege“)

5. Jahrgang

Stettin, April 1934

Heft 3

Verlag und Anzeigenverwaltung: Pommerscher Zeitungsverlag G. m. b. H., Breite Straße 51, Fernruf: 28295-97. Schriftleitung: Stettin, Breite Straße 51, II., Eing. Jakobikirchplatz. Erscheint monatlich einmal. Bezugspreis vierteljährl. 1,50 RM, halbjährl. 3,— RM, ganzjährl. 6,— RM zuzüglich Zustellgebühren. Bezug durch die Post, alle Buchhandlungen und durch die Zweigstellen der Pommerschen Zeitung. Postscheckkonto Stettin Nr. 1849

Vom Sinn der Wirtschaft

Es ist nicht der Sinn der Wirtschaft, daß die Einen aus dem Vollen leben, immer nur Gewinn schöpfend. Es kann nicht ihr Sinn sein, daß gleichzeitig die Anderen hungern, verdammt zu Untätigkeit und Elend, verzweifelnd am Leben.

Für uns kann die Wirtschaft nur einen Sinn haben: dem Volksganzen zu dienen und die Güter gerecht unter die Menschen zu verteilen. Dazu brauchen wir kein Wirtschafts„system“. Das kapitalistische System erhob die Wirtschaft zum Selbstzweck, verteilte die Güter ungerecht und schaffte Klassen-
gegensätze; das kommunistische verteilt gleichmäßig und tötet Strebsamkeit und Arbeitsfreude.

Der Nationalsozialismus will gerecht verteilen. Gerecht: d. h. in guten Zeiten so viel, wie sich der Einzelne auf Grund seiner Tüchtigkeit erarbeiten kann; d. h. in Notzeiten jeder aus der gleichen Feldtütche und jeder das gleiche Kochgeschir voll; d. h. in unserer Zeit spartanische Einfachheit bei Allen, die arbeiten dürfen, und Sicherung eines angemessenen Lebens für die große Zahl derer, die noch nicht in den Produktionsprozeß eingegliedert werden konnten.

Unser Sozialismus ist kein System, sondern eine Verpflichtung gegenüber der Gemeinschaft. Er hat seine Grenzen nicht an der Wirtschaft, sondern erfaßt alle Teilgebiete unseres Zusammenlebens, unsere Kultur, unsere Rechtsordnung.

Die Wirtschaft hat nicht den Zweck, die Gegensätze unter den Menschen zu verschärfen. Sie soll verbinden, nicht trennen. Sie ist berufen, die materiellen und sozialen Grundlagen des neuen Reiches zu schaffen und damit der Nation zu dienen.

Die Aufgaben der pommerischen Landwirtschaft

Bereits im März 1930 hat der Führer als die zwei Grundforderungen der deutschen Agrarpolitik die Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes aus eigener Scholle und die Schaffung eines starken Bauernstandes bezeichnet, und das vergangene Jahr hat gezeigt, daß die Reichsregierung gewillt ist, mit eiserner Energie diese beiden Forderungen zu verwirklichen. Dabei ist es nun merkwürdig zu beobachten, wie in weiten Kreisen unseres Volkes - und nicht nur in solchen, die der Landwirtschaft und ihrem Aufgabenkreis verhältnismäßig fernstehen -, eine betrübende Unkenntnis darüber herrscht, welche gewaltige Aufgabe damit dem deutschen Landstand und dem ganzen Volk gestellt ist. Betrübend insofern, als daraus deutlich die große Entfremdung von Acker und Scholle, die Loslösung des einzelnen von den Gesamtaufgaben seines Volkes zu ersehen ist. Ist es auf Seiten der Verbraucher die Furcht vor manchen Unbequemlichkeiten, die die Umstellung auf den deutschen Markt und seine bodenständigen Erzeugnisse mit sich bringt, so ist es beim Bauern die Sorge, in der alten und liebgewordenen Wirt-

schaftsweise nicht fortfahren zu können, neue Wege suchen zu müssen und vor die Notwendigkeit gestellt zu sein, eine grundsätzliche Umformung seines Betriebes vorzunehmen. Man ist sich vor allem vielfach noch nicht darüber klar wie auf dem Wege zu dem genannten Ziel Erzeuger und Verbraucher, Händler und Industrieller, Wirtschaftspolitiker und Finanzmann in einer geschlossenen Front zusammenzuarbeiten haben, welche Möglichkeiten und Aufgaben für jeden einzelnen von ihnen damit angedeutet sind, und welcher Kampfabschnitt ihm zugewiesen ist.

Ein paar Zahlen mögen zunächst zeigen, wie weit Deutschland von einer wirklichen Deckung seines Bedarfs an Nahrungsmitteln aus eigener Erzeugung entfernt ist. Die Einfuhr der wichtigsten Nahrungs- und Genußmittel betrug im Jahre 1933 bei bereits stark eingeschränktem Verbrauch:

Getreide, Mehl usw.	319 000 t
Gemüse	454 000 t
Obst	1 031 000 t
Fleisch, Schmalz usw.	185 000 t
Eier, Molkereierzeugnisse	188 000 t
Ölfrüchte, Öl, Fette	2 308 000 t
Ölkuchen	508 000 t
Tran, Tierfett	189 000 t

Hierzu wurden Devisen im Gesamtbetrage von 1,07 Milliarde Mark benötigt.

Wir sind uns darüber völlig klar, daß eine Selbstversorgung Deutschlands bei den nun einmal unänderlichen Gegebenheiten von Klima, Boden und Wachstum nicht zu 100 Prozent zu erreichen ist, daß vor allem eine restlose Versorgung des Marktes mit Eiweiß aus heimischer Scholle vorerst ausgeschlossen erscheint. Immerhin: ist die Deckung des Bedarfes an Lebensmitteln im vergangenen Jahr zu rd. 84 Prozent aus heimischen Erzeugnissen gelungen, wobei neben den Lebensmitteln auch die aus den eingeführten Futtermitteln erzeugten Lebensmittel als Einfuhr gewertet wurden, so bleibt ein ungedeckter Bedarf von 16 Prozent, von welchem nach eingehenden Untersuchungen ohne Schwierigkeit 10 Prozent in Deutschland selbst erzeugt werden könnten. Dabei wollen wir nicht vergessen, daß das Jahr 1933 einerseits eine besonders gute, weit über dem Ablichen liegende Ernte brachte, daß andererseits mit diesem hohen Prozentsatz heimischer Erzeugung Deutschland den Stand von 1914 bereits wesentlich überschritten hat; während damals eine Bevölkerung von 65 Millionen,



etwa die gleiche Zahl wie heute, zu 81 Prozent aus eigener Scholle ernährt wurde, hat die deutsche Landwirtschaft jetzt auf einer um 18 Prozent geringeren Fläche eine erheblich höhere Leistung vollbracht.

Aber mit welcher Verdrehung der Fronten ist auf den einzelnen Gebieten der Erzeugung der Kampf um die Selbstversorgung geführt worden! Während durch die widersinnige Agrarpolitik der vergangenen Jahre der Landwirt geradezu ermuntert wurde, den Anbau von Getreide auszudehnen, alle verfügbaren Mengen auf den Markt zu werfen und ihn damit alsbald so zu überfüllen, daß durch keine noch so hohen Zuschüsse des Staates ein befriedigender Preis gesichert werden konnte, strömten aus dem Ausland Futtermittel, Ölkuchen und Margarinerohstoffe in solchen Mengen herein, daß sie durch ihren außerordentlich billigen Preis die deutsche Produktion immer mehr zurückdrängten, schließlich den Markt der tierischen Erzeugnisse völlig ins Wanken brachten und mit ihm auch die Getreidepreise, die ja in einem so organischen Gebilde, wie es die Landwirtschaft ist, auf das engste miteinander verbunden sind.

Nicht nur das Gleichgewicht zwischen den Preisen für Getreide, Futtermitteln und tierischen Erzeugnissen, sondern vor allem die Ausgeglichenheit in der Erzeugung selbst ging restlos verloren. Und wenn schon in der einzelnen Wirtschaft das Bestreben darauf gerichtet sein muß, einen wohlausgewogenen Zustand in allen Zweigen der Erzeugungsmöglichkeiten herbeizuführen, wieviel mehr noch in einer ganzen Volkswirtschaft, für die sich bei einer politischen Zwangslage wie der unseren jede Abhängigkeit vom Ausland, sofern sie nur auf einem Gebiet überwiegt, sehr schnell zu einer Katastrophe für die Gesamtheit auswachsen kann.

Diese völlig verfahrenene Lage konnte nur durch ein energisches und schnelles Durchgreifen auf den wichtigsten Gebieten der Ernährung grundlegend gebessert werden. Die Reichsregierung hat daher keinen Augenblick gezögert, durch ihren umfangreichen Wirtschaftsplan der Landwirtschaft die Möglichkeit zu geben, sich zu den natürlichen Quellen ihrer Kraft zurückzufinden; heute haben wir wieder eine weitgehende Ausgeglichenheit zwischen den Preisen für Getreide und tierische Erzeugnisse auf der einen, ihre Ersatzstoffe sowie Kraftfuttermittel auf der anderen Seite. Und was wichtiger ist, wir haben die Gewißheit, daß die einmal eingeschlagene Linie unter allen Umständen eingehalten wird, daß keine außen- und wirtschaftspolitischen Rücksichten, wie immer sie geartet sein mögen, an diesem Generalplan etwas ändern werden. Damit aber hat der Landwirt und insbesondere die bäuerliche Wirtschaft die Aufgabe, sich voll und ganz dafür einzu-

setzen, daß der vorgezeigte Weg von ihr beschritten und das gesteckte Ziel erreicht wird.

Denn sind wir uns über das Ziel klar, so verliert der Weg, der zu ihm führt, alle seine eingebildeten Schrecken. Wenn wir als die letzte Aufgabe der deutschen Landwirtschaft die planwirtschaftliche Deckung des gesamten deutschen Bedarf-



ses bezeichnen, so schwindet damit die Vorstellung - die weitgehend auf Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse beruht -, als wenn sich Deutschland heute bereits in einer Krise der Übererzeugung befände; die vorstehend angeführten Zahlen über die Einfuhr im vergangenen Jahr und der Hinweis darauf, daß wir es 1932 und 1933 mit außergewöhnlich günstigen Ernten zu tun hatten, zeigen bereits, welche Spannen zwischen Erzeugung und Bedarf noch bestehen. Weiterhin ist ja aber vor allem wesentlich, daß eine Bedarfsdeckung über die Bereitstellung von Nahrungsmitteln durch die Landwirtschaft hinaus noch völlig in den Kinderschuhen steckt, oder besser, da wir vor 70 Jahren unter allerdings ganz anderen wirtschaftlichen und bevölkerungspolitischen Voraussetzungen bereits eine weitgehende Selbstversorgung hatten, daß wir eine Befriedigung des deutschen Verbrauchers mit vorwiegend eigenen Produkten verlernt haben und nun wieder zu schaffen versuchen müssen.

Welche Einzelmaßnahmen zu treffen sind, mag im Rahmen dieses Aufsatzes nur gestreift werden, die Fachzeitschriften geben dafür genügend Hinweise. Es kommt darauf an, in der einzelnen Wirtschaft

den Ausgleich wieder zu finden, der zwischen Getreide- und Vieherzeugung sowie der Gewinnung wirtschaftseigener Futtermittel bestehen muß, wenn die Abhängigkeit vom Markt der Futtermittel nicht zu einer ständigen Sorge des Betriebsleiters werden soll. Verstärkung der eigenen Futterbasis, Vermehrung insbesondere der Eiweißgewinnung durch Pflege des Grünlandes, Schaffung zusätzlicher Futterquellen durch Zwischenfruchtbau und beste Konservierung allen, nur irgend anfallenden Futters, ohne dabei eine wesentliche Einschränkung der Verkaufsflächen vornehmen zu müssen, mit anderen Worten eine weitgehende Selbstversorgung des einzelnen Betriebes muß der Leitsatz der zukünftigen Wirtschaftsführung werden, wobei das ausländische Kraftfutter nur der Zucker auf dem Ruchen sein darf, wie es der Kunstdünger auf dem Felde ist. Daneben schärfste Auslese unter dem Viehbestand, damit nur wirklich leistungsfähige Tiere ernährt werden müssen, denn Steigerung der Leistung muß auch heute noch und in verstärktem Maße das Ziel jeder Bauernwirtschaft sein. Durch die Kostensenkung allein, wie sie heute bereits als einziger Ausweg aus einer eingebildeten Überproduktionskrise heraus empfohlen wird, kann die Aufgabe nicht gelöst werden.

Und wie der einzelne für seinen Betrieb alle Möglichkeiten des Ausgleiches suchen muß, so auch die gesamte deutsche Landwirtschaft als geschlossener Stand mit gleichen Zie-

len und gleichen Interessen. Hier muß eine großzügige Arbeitsteilung der einzelnen Wirtschaftgebiete einsetzen, die ja in unserem Vaterland unter so verschiedenen Bedingungen arbeiten müssen und damit auf eine gegenseitige Ergänzung geradezu hingewiesen werden.

Die ganz besonderen Bedingungen des deutschen Ostens erfordern hier gebieterisch eine vordringliche Berücksichtigung im Rahmen des Gesamtplanes. Denn der Osten ist auf Gedeih und Verderb mit seiner Landwirtschaft verbunden, auf ihrer Lebensenergie und Kraft beruht die Arbeitsmöglichkeit aller seiner Bewohner. Pommern bietet dafür ein Musterbeispiel, ist doch die Provinz als typisch, für den gesamten deutschen Osten zu bezeichnen. Auf 6,5 Prozent der gesamten Reichsfläche und 7 Prozent der Nutzfläche wohnen hier nur 3 Prozent der Reichsbevölkerung, d. h. gegenüber dem Reichsdurchschnitt von 138 Einwohnern je Quadratkilometer leben in Pommern nur 64, ja es sind in einzelnen Kreisen nur 32 und 34 Menschen! Von 100 Erwerbstätigen sind im Reich 30, in Pommern aber 51 in der Landwirtschaft beschäftigt, in Industrie und Handwerk 41 im Reich, in Pommern nur 22.

Damit sind die ganz besonderen Schwierigkeiten, mit denen die Landwirtschaft neben den außerordentlich ungünstigen Boden- und Klimaverhältnissen zu kämpfen hat, bereits deutlich gekennzeichnet.

(Schluß folgt.)



Die kleine Entente, Polen und der deutsche Osten

Die scheinbar fernliegenden Probleme des Donauraumes berühren unser ostdeutsches Wirtschaftsleben so stark, daß wir uns mit ihnen beschäftigen müssen, wenn wir die Wandlungen im Wirtschaftsaufbau des deutschen Ostens und die künftige Entwicklung besonders der Verkehrsverhältnisse erkennen wollen.

Die Pariser Vorortdiktate haben das alte Österreich-Ungarn zerstückelt und sein Gebiet an die sogenannten Nachfolgestaaten, die Republik Österreich, die Tschechoslowakei, Südslawien, ferner Rumänien und Polen, aufgeteilt und damit den einheitlichen Wirtschaftsraum, den das Donaubecken darstellt, zerschnitten. Österreich-Ungarn gab es nicht mehr, und bald empfand man den neuen Zustand als wirtschaftlich untragbar. Das später von Bismarck aufgegriffene Wort des tschechischen Historikers Palacky: „Wenn es keine Donaumonarchie gäbe, so müßte man eine solche erfinden“, begann Wahrheit zu werden. Natürlich hat man den wirtschaftsseinenden und verbindenden Faktor, den der Donaulauf darstellt, auch erkannt, und die Nachfolgestaaten, besonders die Tschechoslowakei, haben sich mit Erfolg bemüht, auch Gebiete zu erhalten, die von der Donau bespült werden.

Ein persönliches Erlebnis mag das verdeutlichen: Als ich zum ersten Male den Boden der Hauptstadt der Tschechoslowakischen Republik betrat, erblickte ich in diesem ganz ausgesprochenen Binnenstaat als erste Angehörige der bewaffneten Macht eine Gruppe - von Matrosen. Bei näherem Zusehen auf den Mützenbändern las ich dann die Aufschrift „II. Donauflotte Bratislava (unser Preßburg)“, um mich dann zu erinnern, daß der neue Staat so energisch auf eine Zerstückelung auch des Königreichs Ungarn gedrungen hatte, um mit der Slowakei an die Donau heranzukommen. Heute gehört, zum Teil erst nach bewaffneten Auseinandersetzungen, das linke Ufer der Donau von Preßburg bis Gran zur Slowakei, und Preßburg ist unter

dem Namen Bratislava die Hauptstadt dieses Gebietes der neuen Republik geworden.

Warum gründete sich nun die kleine Entente, was war der Anlaß zu der Zusammenschließung der drei Staaten Tschechoslowakei, Südslawien und Rumänien?

Neben dem Bestreben Frankreichs, die früheren Mittelmächte auch im Südosten durch seine Vassallenstaaten eingekreist zu wissen, waren auch die



Das südosteuropäische Wirtschaftsgebiet

Lebensinteressen der beteiligten Länder selbst im Spiel; denn die durch die neue Ordnung im Donauraum Betroffenen und Benachteiligten - vor allem Ungarn - meldeten Revision der Friedensverträge an. Gegen diese Revisionsansprüche bildete sich die kleine Entente als ein Garantiebund für die Beibehaltung der Versailler „Ordnung“ in Mitteleuropa.

Man ist seit dem Jahre 1927 bestrebt, diesen Staatenbund politisch wie wirtschaftlich zu kräftigen und hat zu diesem Zweck auf Wunsch Frankreichs Annäherung an Polen gesucht.

Sowohl die wirtschaftliche Lage Polens wie die der Kleinen Entente ist recht ungünstig, weil alle diese Staaten vorwiegend agrarisch sind und untereinander kein rechter Güteraustausch stattfinden kann. Der Tschechoslowakei, die bis vor ungefähr zwei Jahren eine sehr rege Industrie aufwies, ist durch Autarkiebestrebungen in Rumänien und Groß-

Serbien der Absatz ihrer industriellen Produkte erschwert. Dazu kommt auf dem Balkan die scharfe Konkurrenz deutscher und italienischer Firmen, gegen die die Tschechen nicht recht aufkommen können. Diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß der Lieblingsplan von Dr. Benesch, Mitteleuropa ohne Deutschland, bis zum heutigen Tage noch nicht erfüllt worden ist. Mitte des vorigen Jahres glaubte man, unter Einfluß der französischen Ratgeber in Politik und Wirtschaft, einer dauernden Mitarbeit Polens an den Zielen der Kleinen Entente sicher zu sein. Das Schlagwort gewisser politischer Kreise: „Zusammenarbeit mit Polen!“ wurde zum offiziellen politischen Programm. Polnischerseits griff man dieses Schlagwort willig auf und machte in Prag und Warschau darauf aufmerksam, warum eigentlich die Tschechen ihre Ausfuhrwaren, wie Holz, Bier, Kohlen, Schuhe und Maschinen, soweit sie über See gingen, auf dem Elbe- oder Oderwege über Hamburg und Stettin verschifften, während es doch angebracht wäre, diese Waren auf dem polnischen Handelswege Kattowitz-Gdingen ans Meer gelangen zu lassen.

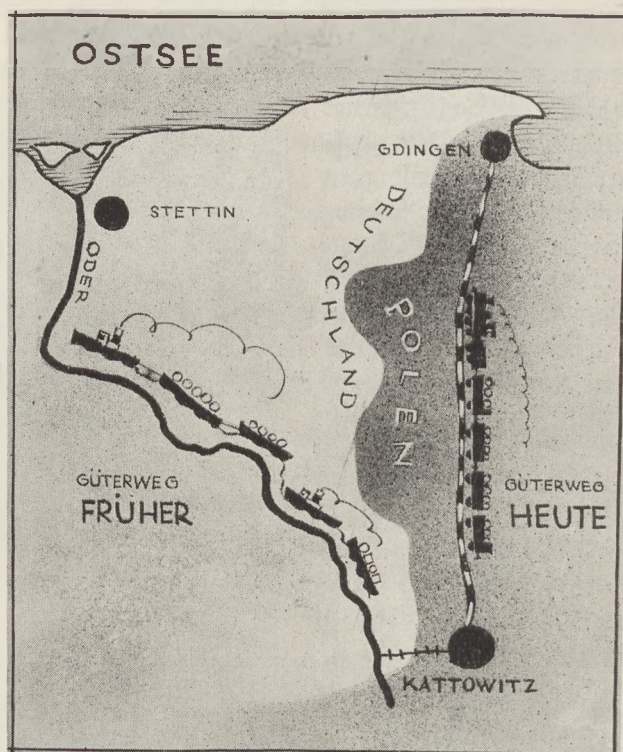
Hier setzt unser unmittelbares Interesse ein. Der Weg Kattowitz-Gdingen ist die Konkurrenz der. Man hat in Polen die wirtschaftsgeographische Lage, an der sich die Verkehrswege orientieren, gut erfaßt: nämlich den Parallelverlauf von Elbe, Oder und Weichsel. Schon sind verschiedene große Transporte von Mährisch-Ostrau, Zlin und Pilsen abgegangen, um über die Konkurrenz der den Weg ins Weltmeer zu finden.

Als am 8. Dezember vorigen Jahres der polnische Handelsminister bei den Feierlichkeiten zur Weihe des Hafens von Gdingen weilte, sprach er vom größten Hafen an der Ostsee. Und er hat die Wahrheit gesprochen; denn im Monat November vergangenen Jahres betrug der Güterumschlag von Gdingen beinahe 630 000 Tonnen, so daß Gdingen im Massenfrachtverkehr alle anderen Ostseehäfen überflügelte. Allerdings sind fast fünf Sechstel davon rein polnische Ausfuhr, aber ein beträchtlicher Rest von beinahe 130 000 Tonnen reiner Umschlag bleibt - zumeist Güter aus der Tschechoslowakei und aus Rumänien. Man hofft, im Verlaufe des Jahres 1934 den Frachtverkehr durch Heranziehung des Kleinen-Entente-Handels auf über sechs Millionen Tonnen steigern zu können.

Trotz dieser bedrohlich erscheinenden Tatsachen und Daten darf man nicht außer acht lassen, daß die Ausdehnung der politischen Bindungen der Kleinen Entente auf das wirtschaftliche Gebiet eine Fehlkonstruktion Beneschs ist, denn es besteht ein

vollkommener Mangel an gegenseitiger Ausgleichung in der Produktion infolge der strukturellen Ähnlichkeit der drei Länder, selbst bei näherer Mitarbeit Polens.

An uns liegt es, über die aus wirtschaftlichen und politischen Nöten entstandene Verlegenheitskonstruktion Dr. Beneschs hinauszugelangen zu wahrhafter mitteleuropäischer Großraumwirtschaft auf den natürlichen Grundlagen der Raumausnutzung und Bodenschatzverteilung. Die Verhandlungen unserer Regierung mit Polen waren ein



erster Schritt dazu - sie haben in den Ländern der Kleinen Entente stark ernüchternd gewirkt und die allzu hochgespannten Hoffnungen tschechischer Chauvinisten bedeutend herabgestimmt. Der Wille Adolf Hitlers zur Herbeiführung geordneter europäischer Verhältnisse hat in ruhigen sachlichen Verhandlungen mit scheinbar unverföhnlichen Gegnern bisher mehr Erfolg gehabt, als die Gegner und Saboteure einer derartigen Regelung erzielen konnten. Denn während die deutsch-polnischen Verhandlungen fortschreitend an einer Tragbarmachung der Spannungen zwischen beiden Ländern arbeiten, erreichten die Vertreter der Kleinen Entente - und im Hintergrunde Frankreich - auf dem Kongreß zu Prag nichts anderes, als eine Feststellung ihrer politischen „Notwendigkeit“ und unüberbrückbarer wirtschaftlicher Schwierigkeiten.

Zwei Tatsachen, die das Kernproblem aller südosteuropäischen Staatenpolitik sind und dafür sorgen, daß der Donauraum in absehbarer Zeit nicht zur Ruhe kommt.

Die Belebung der pommerischen Industrie

Im Rahmen des bevorstehenden Abschnittes des Arbeitskampfes wird die Aufnahme der Arbeitslosen durch die freie Wirtschaft eine besonders wichtige Rolle spielen, um auf diese Weise die Arbeitslosen wieder organisch in die Wirtschaft einzugliedern. Wenn auch Pommern eine vorwiegende Agrarprovinz ist, so ist doch die Bedeutung seiner Industrien für die Aufnahme von Arbeitskräften nicht zu unterschätzen. Bei einem Überblick über die pommerischen Industrien ist eine grundsätzliche Unterscheidung zwischen dem Groß-Stettiner Wirtschaftsraum und der Provinz zu machen. Eine wesentliche industrielle Ausdehnung im Groß-Stettiner Wirtschaftsraum ist aber für absehbare Zeit nicht zu erwarten. Wirtschaftliche Strukturwandlungen größten Ausmaßes im Ostseegebiet als Folge des Weltkrieges stehen ihr entgegen. Das Stettiner Wirtschaftsproblem, vor allem die zentrale Frage der Hafenbelebung, ist nur in Verbindung mit den internationalen Wirtschaftsfragen des Baltikums endgültig zu lösen. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich daher zur Zeit in erster Linie auf die konkreteren Möglichkeiten der Schaffung neuer Arbeitsplätze durch organische Ausdehnung und Neugründung von Industrien innerhalb der Provinz. Hierbei kann es sich selbstverständlich nicht darum handeln, künstlich Riesenprojekte ins Leben zu rufen, sondern auf Grund der genauen Kenntnis der gegebenen Wirtschaftsstruktur vorhandene Entwicklungsmöglichkeiten festzustellen und zu fördern. Wir müssen Schritt für Schritt den Neuaufbau durchführen, um jeden Rückschlag von vornherein zu vermeiden.

Die provinziellen Industrien und die mittleren und kleinen Gewerbe stehen in engem Zusammenhang mit den an Ort und Stelle anfallenden Rohprodukten, insbesondere der Landwirtschaft. So finden wir in Pommern u. a. zahlreiche Kartoffelflockenfabriken, Brennereien, Obst- und Gemüse-Verwertungsbetriebe, Fischverwertungsunternehmen, Zuckerfabriken, Sägewerke, Möbelfabriken, Ziegeleien, Kalksandsteinwerke. Daneben haben sich einige Industriezweige als Spezialindustrien, die nicht in engstem Zusammenhange mit der natürlichen Struktur der Provinz stehen, entwickelt, so vor allem die Eisengießereien in Vorpommern, die Maschinenindustrie für die Versorgung der Landwirtschaft mit Maschinen, die Tuchindustrie in Ostpommern. Die Eisen- und Tuchindustrien gehen auf die Anregungen Friedrichs des Großen zurück, der die Bedeutung der industriellen Belebung Pommerns als Kolonisationsland bereits klar erkannte.

Die Grundlagen für die Ausdehnungsfähigkeit der pommerischen Industrien sind heute gegenüber den Vorkriegsverhältnissen wesentlich verändert. In Ostpommern hat vor allem die Grenzziehung die Absatzmöglichkeiten sehr ungünstig beeinflusst. Ein Blick auf die Landkarte genügt, um uns eindrucksvoll zu zeigen, wie schwer die Erschließung neuer Absatzgebiete ist. Im Osten, der früher der größte Abnehmer war, wirkt hemmend die Grenze, im Westen aber die Konkurrenz des Stettiner und Berliner Wirtschaftsraumes, dazu der mittel- und westdeutschen kapitalkräftigen Großindustrien. Dazu kommt, durch die weite Ausdehnung Pommerns bedingt, eine sich sehr nachteilig auswirkende Frachtvorbelastung. Zwangsweise ist aber heute die ostpommerische Industrie westlich absatzorientiert. Für sie ist daher eine befriedigende Lösung des Frachttarifproblems eine Lebensgrundlage für ihre erfolgreiche Weiterentwicklung.

Durch den Verlust umfangreicher Absatzgebiete im Osten ist teilweise z. B. eine volle Ausnutzung der vorhandenen Betriebskapazität nicht möglich. Eine Aufrechterhaltung oder Umstellung dieser Betriebe durch Kreditgewährung wird häufig dadurch erschwert, daß als Kreditgrundlage die Wirtschaftlichkeit der Gesamtanlagen herangezogen wird während nur ein Teil wirklich arbeitet. Dieser Teilbetrieb kann nun durchaus rentabel produzieren, während sich für den Gesamtbetrieb für die Summe der früher in ihm investierten, jetzt aber nicht mehr ausgenutzten Kapitalien vielleicht ein unbefriedigender wirtschaftlicher Erfolg ergibt. In derartigen Fällen muß sich aber ein Weg finden lassen, den gesunden Teil des Betriebes durch neue Kredite am Leben zu erhalten. Dadurch würde erreicht, daß so mancher Betrieb und mit ihm zahlreiche Arbeitsstätten wenigstens teilweise der Volkswirtschaft erhalten werden könnten. Nicht abstrakte Zahlenberechnungen, sondern die Erfordernisse der lebendigen gegenwärtigen Wirtschaft, die Wirtschaftlichkeit im Sinne einer organischen Volkswirtschaft muß einzig und allein ausschlaggebend sein. Von einem derartigen Gesichtspunkte aus ließe sich so manche unüberwindlich scheinende Finanzierungsschwierigkeit beseitigen.

Durch die schweren Verluste, die die pommerische Wirtschaft durch die veränderten Nachkriegsverhältnisse erlitten hat, ist auch als selbstverständliche Folge die Kapitalgrundlage sehr in Mitleidenschaft gezogen worden. Zu ihrem Neuaufbau ist es erforderlich, daß ein neuer Kapitalstrom in sie hineingeleitet wird. Es ist aber in dieser Hinsicht so - das

POMMERN arbeitet!

„Wenn sich 40 Millionen erwachsene Menschen einem einzigen Willen verschreiben und einen Entschluß zur Tat werden lassen, kann aus dieser unermeßlichen Kraft nichts anderes als der Erfolg kommen. Ich weiß, meine Arbeiter, daß Worte und Reden verhallen und die Mühe und Plage bleibt. Allein, es ist auf der Welt noch nichts vom Himmel gefallen. So war es bisher, und nicht anders wird es sein in der Zukunft. Aus Sorgen und Mühen erwächst das Leben. Und wenn wir uns heute sorgen, um Millionen Menschen wieder Arbeit und Verdienst zu verschaffen, dann wird unsere Sorge morgen sein, ihre Konsumkraft zu erhöhen und ihren Lebensstandard zu verbessern. So wollen wir denn mit dieser großen Gemeinschaftsarbeit die neue Arbeitschlacht des Jahres 1934 beginnen. Das Ziel ist uns gesetzt. Deutsche Arbeiter, fangt an!“

(Adolf Hitler am 21. März 1934.)

Seiler beim Fecheln des Hanfs

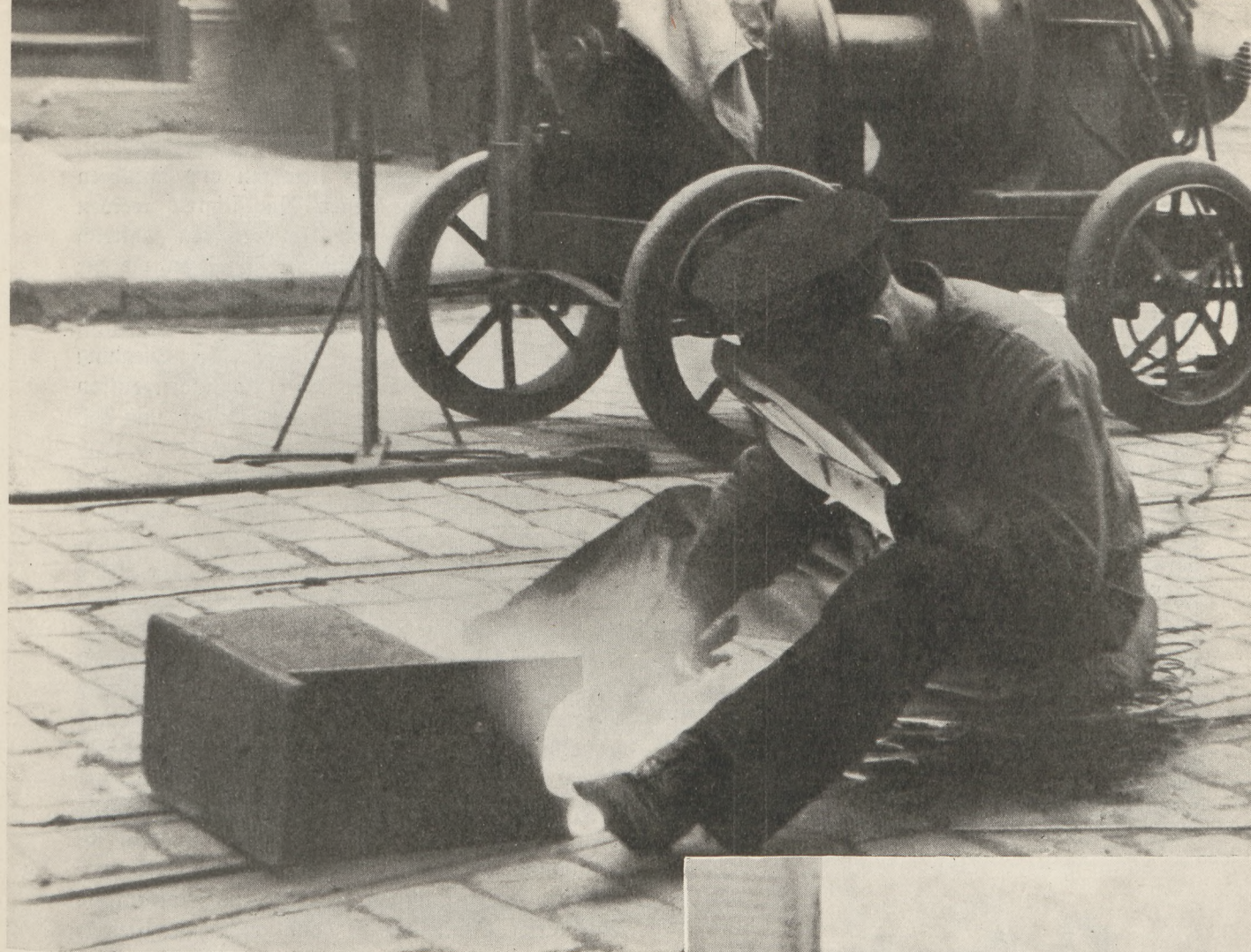


In Pommern wird gearbeitet. Handwerk und Industrie sind zu neuem Leben erwacht. Überall, in Werkstätten und Betrieben, auf Straßen und Brücken, treffen wir schaffensfrohe Menschen.



In einer großen Trommel wird das Rohmaterial der Ziegelsteine gemischt. Die teigartige Masse wird in gleichmäßige Stücke zerteilt, getrocknet, gebrannt, und dann kann der Bau beginnen





Straßenbahnschienen werden geschweift
Am Nietfeuer beim Ausbessern einer Brücke
Blick in eine pommerische Möbeltischlerei



muß ganz offen einmal gesagt werden -, daß die in Frage kommenden Kreditinstitute mit einer allzu-großen Engherzigkeit vorgehen. Unternehmen heißt wagen, heißt Risiko tragen. Es ist eine Unmöglich-keit, für jeden Betriebskredit b a n k m ä ß i g e S i-cherheiten oder womöglich noch dazu die Bürg-schaft der öffentlichen Hand zu verlangen. Im Rah-men eines Neuaufbaues unserer Wirtschaft müssen die Kreditinstitute sich voll und ganz in den Dienst an der gesamten Volks-wirtschaft stellen. Es ist notwendig, daß das mechanische Prinzip einer dinglichen Deckung fort-fällt und für den Personalkredit neue Wege gesucht werden, die zur Entfaltung der freien Unternehmer-initiative im Hinblick auf das Allgemeinwohl der wirtschaftenden Menschen führen. Neue Vertrauens-grundlagen müssen geschaffen werden. Erst dadurch wird eine organische Entfaltung der vorhandenen wirt-schaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten gegeben sein.

Im Vordergrund des pommerischen Aufbauplans steht die Siedlung. Von ihrer groß-

zügigen Durchführung wird auch die Industrie eine wirksame Belebung erwarten können. Die Bau-tätigkeit wirkt durch ihre Eigenart als Schlüssel-gewerbe anregend auf die übrigen Gewerbezweige, insbesondere auch auf die kleineren und mittleren Gewerbe. Von einer regen Bautätigkeit werden zunächst die in Pommerns Waldgebieten zahlreich vorhandenen Sägewerke und die Ziegeleien, die wir in allen Betriebsgrößen in der Provinz vorfinden, Vorteil haben. Die bekannte Tatsache, daß durch die dichtere Bevölkerung infolge der Siedlung innerhalb der Provinz örtliche Verbraucherzentren für die einheimischen Erzeugnisse gebildet, und daß dadurch auch die Industrien, insbesondere die Ver-edelungsbetriebe für landwirtschaftliche Produkte, durch Überwindung der Frachtenferne begünstigt werden, sei außerdem noch erwähnt.

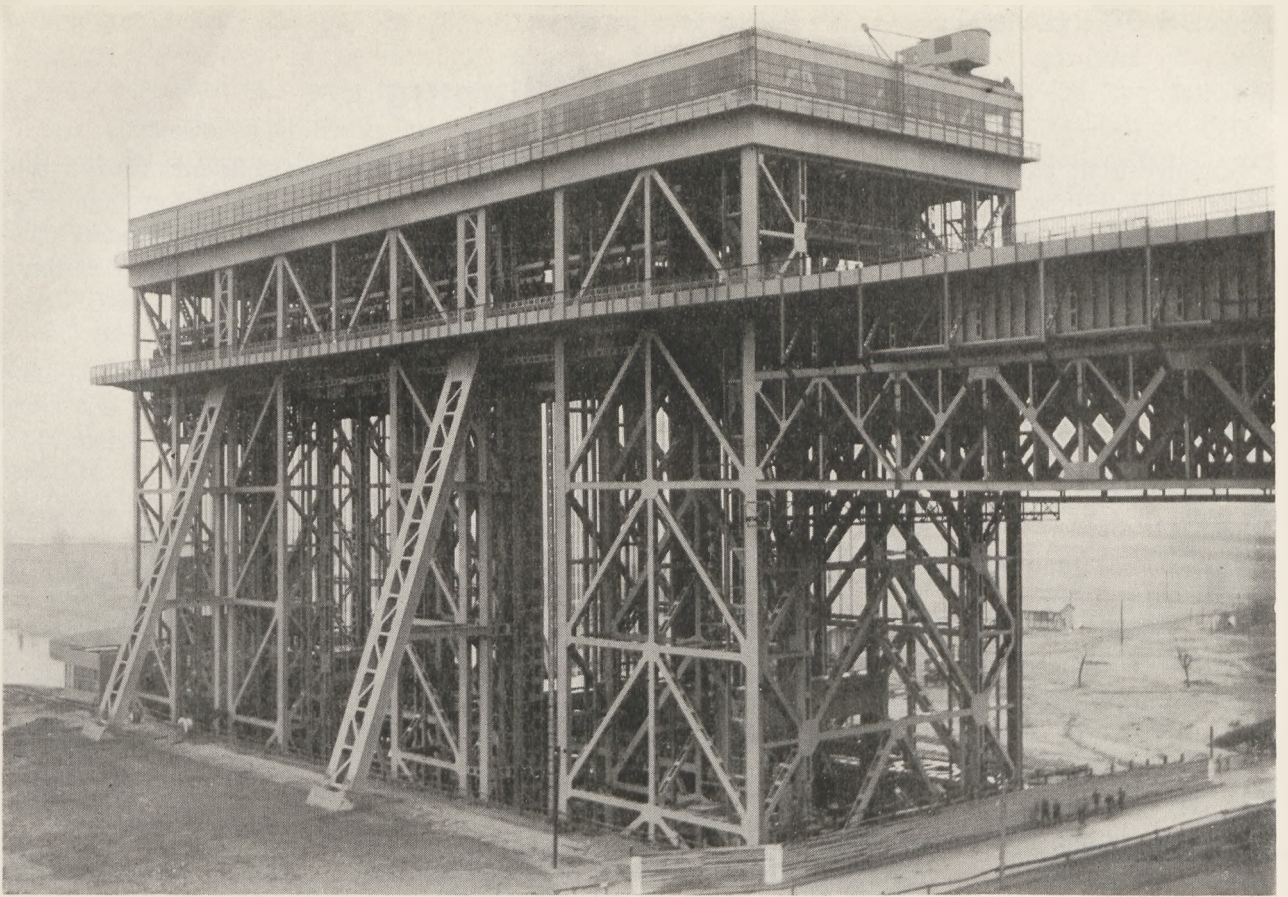
Als eine Spezialindustrie ist die p o m m e r s c h e Eisenindustrie anzusehen. Die Gießereien haben vornehmlich ihren Sitz im Uckeremünder Kreise, vor allem in Torgelow. Von den ehemaligen blühenden zahlreichen Betrieben ringen heute noch viele um ihre Existenz. Der mangelnde Export und die allgemeine Wirtschaftskrise haben sich besonders schwer auf diesen Industriezweig Pommerns aus-gewirkt. Die eigene Provinz bietet nicht genügend Absatzmöglichkeiten. Staatsaufträge, die auch bei Gründung durch den großen Preußenkönig vor-gesehen waren, müssen hier helfend einspringen. Auf dieser Grundlage ist dann auch eine Weiter-entwicklung im freien Wettbewerb möglich. Eine Belebung des Baumarktes wird sich auch bei der Eisenindustrie bemerkbar machen. Ähnliche günstige Folgen wird die zunehmende Beschäftigung der Ma-schinenindustrie durch steigende landwirtschaftliche Kaufkraft hervorrufen. Die landwirtschaftlichen Maschinenwerkstätten leiden sehr unter dem stoß-weise einsezenden Auftragsbestand während der Sommermonate. Auch hier könnte durch eine gleich-mäßige Verteilung der Aufträge auf das ganze Jahr eine beträchtliche Anzahl von Dauerarbeitsplätzen geschaffen werden.

Die pommerische Tuch- und Möbeline-dustrie hat mit der kapitalstarken mittel- und west-deutschen Konkurrenz sehr zu kämpfen.

Als Eckpfeiler der nächsten Entwicklung sei noch-mals herausgestellt: eine umfassende Siedlungstätig-keit, eine Auflockerung in der Kreditgewährung und eine organische Auftragserteilung in den Saison-betrieben. Hand in Hand damit muß eine wirklich w a g e n d e U n t e r n e h m e r i n i t i a t i v e g e-hen, die alle sich bietenden Möglichkeiten ergreift, um durch Verwirklichung des Prinzips der Lei-stungsfähigkeit in der freien Wirtschaft zu zeigen, daß sie ihren Anteil zu dem organischen Aufbau der deutschen Volkswirtschaft beiträgt.



Im Rahmen des Arbeitsbeschaffungsprogramms bekommt Stettin nun auch seine Untergrundbahn. Der Bau wird in der Moltkestraße begonnen.



Das größte Schiffshebewerk der Welt in Niederfinow

Am 21. März d. J. wurde das Schiffshebewerk Niederfinow seiner Bestimmung übergeben. Es ist das größte seiner Art in der Welt und gleicht den Höhenunterschied der Wasserstraße Stettin-Berlin von rund 36 m aus. Bisher wurde diese Leistung von einer aus 4 Schleusen bestehenden Treppenschleuse bewältigt. Zwei Gründe machten jedoch das neue Bauwerk notwendig: erstens ist die Schleusentreppe der erfreulicherweise zu erwartenden Zunahme des Verkehrs nicht mehr gewachsen; zweitens gewährleistete ihr Bauzustand nicht mehr die von einer so wichtigen Wasserstraße zu fordernde Verkehrssicherheit. Mit den stärker anwachsenden Bedürfnissen des Verkehrs sind im Laufe der Zeit größere Fahrzeuge gebaut worden, als die Treppenschleuse bewältigen kann. Die einzelnen Schleusen weisen nur 67 m Nutzlänge und 10 m Nutzbreite auf, während das neue Binnenschiff (1000-Tonnen-Schiff) 80 m Länge und 10,20 m Breite aufweist. Bei der in Aussicht stehenden erheblichen Verkehrssteigerung entspricht also diese alte Schleusentreppe nicht mehr den an sie gestellten Erfordernissen.

Im Herbst 1926 wurde mit dem Bau des Schiffshebewerks nach eigenen Entwürfen der Reichswasserstraßenverwaltung begonnen. Es stellt einen großen Aufzug dar, dessen Last, bestehend aus Schiffstrog mit Wasserfüllung und darin schwimmenden Fahrzeugen zusammen rund 4100 Tonnen wiegt. Zum Heben und Senken ist nur sehr geringe Kraft nötig: 4 elektrische Motoren von je 75 PS genügen zum Antrieb des Troges. Die Stahl- und Maschinenbauarbeiten für das Hebewerk wurden von einer aus sieben Großfirmen bestehenden Arbeitsgemeinschaft erstellt, in der sich auch die Stettiner Firma J. Gollnow & Sohn befindet, die einen Großteil der Stahlgerüste und Dachkonstruktionen lieferte. Das Schiffshebewerk Niederfinow ist als größtes Bauwerk seiner Art ein Wahrzeichen deutscher Technik und deutschen Unternehmertums und soll vor allem der Schifffahrt und dem Handel zwischen Stettin und Berlin außer erheblichem Zeitgewinn die weitgehende Sicherheit bringen, deren jeder gedeihliche Verkehr unbedingt bedarf.

Wi.

Städtebauliche Planung

Städtebau ist eine sozialistische Aufgabe.

Die liberalistische Auffassung, daß sich aus dem Widerstreit verschiedener wirtschaftlicher Egoismen von selbst ein organisches Ganzes zusammenspielen könne, ist im Städtebau durch das trostlose bauliche Ergebnis dieses Zeitalters gründlich genug widerlegt. Der Anblick unserer Großstädte hat die Unfähigkeit des Liberalismus zur Gestaltung eines sinnvollen Organismus am klarsten offenbart.

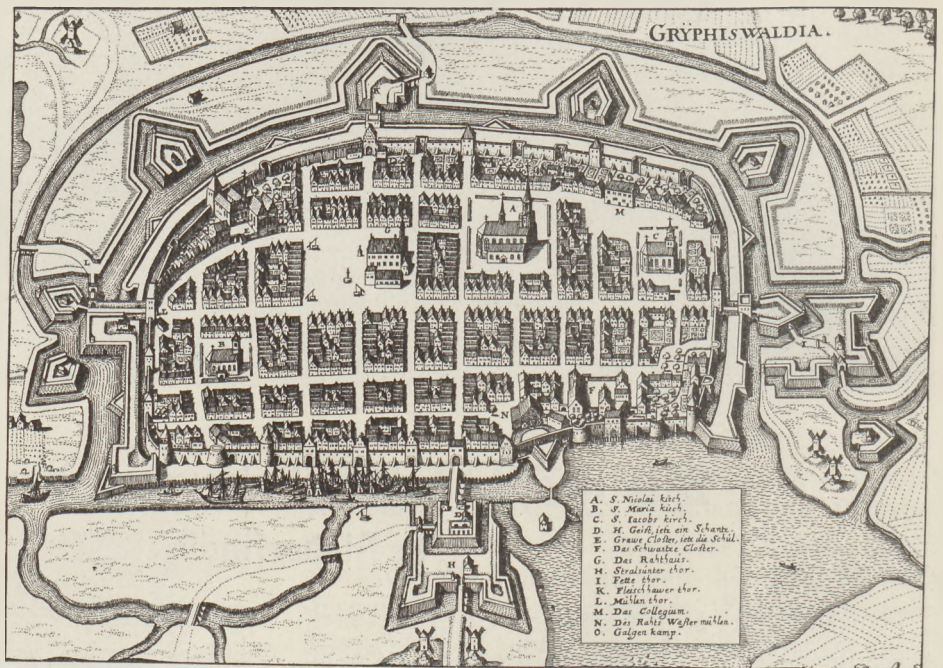
Zur Planung eines lebenden, arbeitenden, wirtschaftenden Organismus, wie es eine Stadt darstellt, gehören sozialistische Voraussetzungen. Es gehört dazu die Unterordnung der Einzelinteressen unter ein Ganzes, und die dadurch erreichte Steigerung des Gesamtergebnisses, die dem einzelnen wieder zugute kommt. Das nationalsozialistische Denken hat uns heute wieder die Voraussetzungen geschaffen, aus denen heraus wir an der allgemeinen Verwirklichung unserer städtebaulichen Forderungen arbeiten können.

In Pommern rühren wir damit an unsere besten baulichen Überlieferungen. Denn die Zeiten, die Pommern kulturell erschlossen haben und einer bäuerlichen Landschaft die Stadtanlagen schenkten, denen Pommern sein heutiges Gesicht verdankt, diese Zeiten dachten nicht daran, den einzelnen nach Belieben schalten und walten zu lassen. Es war eine kolonialisatorische Aufgabe, in Pommern Städte zu gründen; und die winklige und eigenwillige Art des Aufwachsens einer Stadt, wie wir sie in Süddeutschland zum Beispiel kennen, hatte hier keinen Platz.

Gerade und rechtwinklig stehen die Straßen im Stadtplan von Greifswald, den uns Merian im Jahre 1650 in seiner damaligen Form aufgezeichnet hat. Wir erkennen sofort die planvolle Gestaltung, die das ganze Stadtbild in einem Guß entwarf. Und wenn wir in der Geschichte Greifswalds lesen, daß die Stadt ein Kolonisationswerk des Klosters

von Eldena ist, und daß auch alle drei Kirchen von Greifswald, St. Marien, St. Nikolaus und St. Jakob, in ihrer ersten Anlage im dreizehnten Jahrhundert gleichzeitig in Angriff genommen wurden, so verspüren wir etwas von der Kraft des Willens, dem diese Stadt ihre Entstehung verdankt.

Es ist heute nur noch selten Aufgabe des Städtebauers, ganze Städte von Grund auf neu anzulegen. Es handelt sich meistens darum, das



Stadtplan vom alten Greifswald

nachzuholen, was die vorige Generation versäumt hat: die ganze vorhandene Anlage mit ihrer Flächenaufteilung, ihrer Verkehrsgliederung, ihrem Straßengerüst und ihren Naturanlagen, nach einheitlichen Gesichtspunkten zu ordnen. Das geschieht durch Aufstellung eines Gesamtplanes, der das ganze Bild der Stadt umfaßt.

Ein solcher Plan beschränkt sich aber nicht nur auf Vergangenheit und Gegenwart; er weist auch der Zukunft ihre Wege. Er gibt an, welche Gebiete als Wohngebiete neu ausgewiesen werden können, und welche als Industriegebiete. Er berücksichtigt die Erhaltung vorhandener Naturanlagen, wie zum Beispiel die Erhaltung von Fluß- und Seeufern. Er prüft das Netz der Hauptverkehrsstraßen und sorgt gegebenenfalls für Erweiterung und Entlastung. Er macht Vorschläge für die Lage und Zahl neuer Wohnstraßen, für die Größe der Parzellen, für die Form der Baublocks und ihre Orien-

tierung zur Sonne. Er gibt die Plätze an für öffentliche Gebäude. Und er untersucht, nicht zuletzt, die wirtschaftlichste Form der neuen Anlagen.

Der Plan der Stadt Greifenberg i. Pom., ein Entwurf des bekannten Städtebauers Prof. Hermann Jansen aus dem Jahre 1928, soll als Beispiel dienen, wie diese Planungsarbeit aussehen kann.

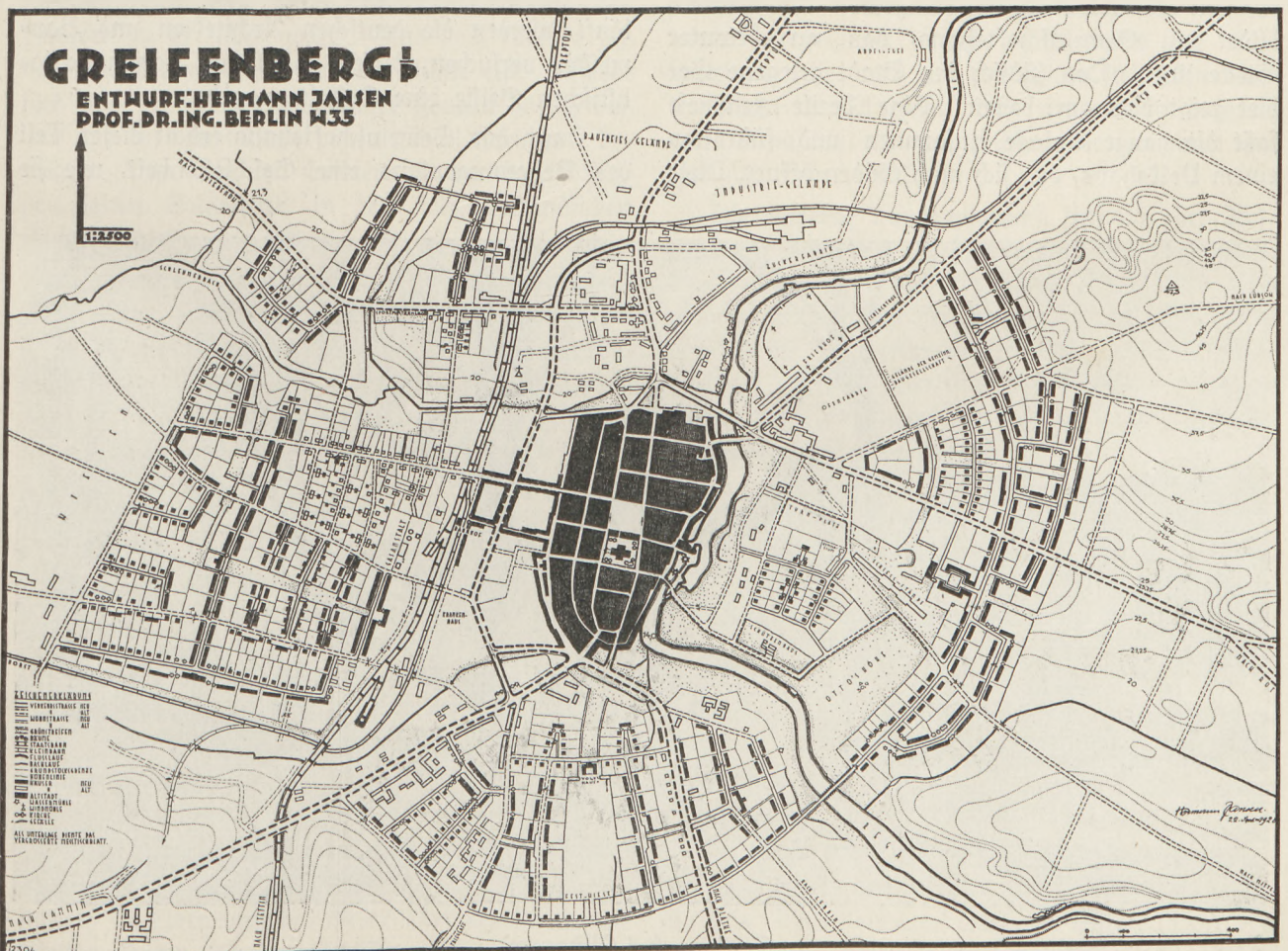
Die Gesamtgliederung zeigt einen vorhandenen Stadtkern, um den sich einzelne, in sich geschlossene Wohngebiete sowie ein ebenfalls in sich zusammenhängendes Industriegebiet im Norden der Stadt gruppieren. Schon allein diese Anlage ist entscheidend für das gesamte Ergebnis: eine Vergrößerung der Stadt durch ringförmiges Anschließen der neuen Straßen an den alten Kern, entsprechend dem Wachstum eines Baumstammes mit Jahresringen, würde den alten Teil nur verderben, ohne einheitliche neue Baugebiete dafür herzustellen. In dem vorliegenden Plan bleibt die unmittelbare Umgebung des Stadtkerns, mit Wiesen und Wegen am Ufer der Rega, unberührt.

Das Gerüst der Hauptverkehrswege ist neu geordnet. Die Westseite der Stadt hat schon allein durch die Eisenbahn den Charakter der Verkehrsseite, während die Ostseite am Ufer nicht gestört

werden soll. Die Führung der Eisenbahnlinie tangential zum Stadtkern ist gut, weil sie keine Wohngebiete zerschneidet. Das soll nun auch für den Autoverkehr erreicht werden, der von der Landstraße in das Innere der Stadt geführt wird. Durch die Einfügung kleiner Ergänzungsstücke wird aus einer vorhandenen Straße am Bahnhof eine Umgehungsstraße, die von den Autos und Lastwagen ungehindert durchfahren werden kann.

Die neuen Wohnstraßen fügen sich elastisch in die Landschaft ein. Der Plan zeigt, wie wenig Straßen nötig sind, um ein Wohngebiet aufzuschließen, in dem es ja nicht auf den Fahrverkehr ankommt. Stichstraßen und eingehängte Straßenschleifen reichen fast überall aus. Um so mehr ist für den Fußgänger gesorgt, der auf schönen, nur für ihn bestimmten Fußwegen, längs einer Wiese, unter Baumalleen, zwischen Gärten, sein Haus erreichen kann.

Für die Bebauung sieht der Plan Einzel- und Gruppenhäuser vor, die sich in offener Bauweise verteilen und doch durch straffe Zusammenordnung geschlossene Straßenbilder ergeben. Die Einzelhäuser liegen in Gärten, in denen die Familie das für den Haushalt nötige Gemüse und Obst selbst



ziehen kann, mit der Möglichkeit, Ziege, Schwein und Hühner zu halten. In den Gruppenhäusern sind 4-6 Häuser zu einer Gruppe zusammengefaßt. Die dazugehörigen Gärten liegen geschlossen dahinter und werden auf kurzen Wegen erreicht. Diese Form der Nebenberufssiedlung hat sich als beste erwiesen, wenn der Ernährer der Familie in der Stadt einem Beruf nachgeht, der ihm noch einige Zeit zur Bewirtschaftung seines Stückchen Landes übrig läßt, wobei die Hauptlast der Bewirtschaftung bei Frau und Kindern liegt.

Auch die Form und Lage der Gruppenhäuser ist Gegenstand gründlicher Überlegungen. In dem vorliegenden Plan ergibt die Nord-Süd-Richtung der Gruppenhäuser eine gute Lage der Fenster zur Sonne.

Den Mittelpunkt des einzelnen Wohnbezirks bildet ein Gemeinschaftshaus, das an betonter Stelle liegt. Das südlich der Stadt gelegene Gebiet zeigt dies am besten. Eine breite Festwiese faßt die ganze Anlage zusammen und führt zu einem Volkshaus, das sich nach Süden öffnet. Diese



Stettin vom Flugzeug aus 500 m Höhe

Festwiese ist das Rückgrat des ganzen Gebiets; sie gibt gleichzeitig der Anlage ihre Ausrichtung auf das Gemeinschaftshaus. Das Haus ist der Versammlungsort für die Bevölkerung, der Festsaal für die Feierstunden, der Erholungsort für die Freizeit. In dem großen deutschen Wettbewerb um ein „Haus der Arbeit“, der zum 1. April abläuft, werden die deutschen Architekten und Baumeister versuchen, diesem Hause im nationalsozialistischen Geiste eine Gestalt zu geben.

Durch das Gemeinschaftshaus erhält dieser Teil des Bebauungsplans eine Geschlossenheit, wie sie



Siedlung bei Altdamm



Blick auf Tribsees

niemals durch eine bloße Aneinanderreihung von Häusern zu erreichen wäre. Und doch fügt er sich dabei vollkommen dem ganzen Plane ein. Wieder sind uns die alten Städtebilder Zeugen dafür, daß wir uns hier in unsern besten Überlieferungen bewegen. Das Bild von Tribsees, in der Geschlossenheit seiner Silhouette, in dem selbstverständlichen Sicheinfügen in die Ebene, gibt ein Beispiel dafür.

Wir begreifen heute auch die Städte selbst als Teile einer größeren Einheit. Wir betrachten *Stadt und Land*, den oft betonten Gegensatz, als gleichwertige Diener in dem größeren Organismus der ganzen Landschaft. Erst in der Erweiterung der städtebaulichen Planung zur *Landes-*

planung führen wir diesen Grundsatz bis zur letzten Konsequenz durch. Erst durch die Einbeziehung aller uns zur Verfügung stehenden Mittel haben wir Aussicht, den großen Aufbauplan einer Landschaft zu verwirklichen, die sich heute eine Zukunft erobern will.

Die moderne Landesplanung setzt sich ihre Aufgabe mit demselben Recht wie einst der Städtebau. Sie verfügt über die technischen Mittel und Methoden, die früheren Jahrhunderten versagt blieben. Sie ist die letzte Konsequenz eines nationalsozialistischen Denkens, das über die Planung einzelner Städte und Siedlungen hinausgreift zum Aufbauplan einer ganzen Landschaft.

STEIN BARTH-HEYERDAHL:

Das norwegische Erbhofrecht

Unser deutsches Erbhofgesetz geht bekanntlich auf altgermanische Vorbilder zurück. Es dürfte interessieren, daß in Norwegen die gleichen Anschauungen von der Wikingerzeit bis zu unseren Tagen ununterbrochen Geltung behalten haben.

Es ist eine alte Wahrheit, daß der Bestand eines gesunden Bauertums den eines ganzen Volkes sichert. In Norwegen hat dieser Satz bereits in den ältesten Zeiten seinen gesetzlichen Niederschlag ge-

funden in den „*Odels = og Afsætes = Gesetzen*“, in denen der Besitz an Grund und Boden den Bauernfamilien etwa in der Form des neuen deutschen Erbhofgesetzes gesichert wird.

Ihre segensreichen Wirkungen entfalteten sie besonders in der Zeit, in der Norwegen und Dänemark in Personalunion vereinigt waren (1337 bis 1814). Das Odelsrecht konnte nämlich kein Aus-



Pommerſcher Bauernhof

länder erwerben, ſo ſehr ſich auch die einwandernden Dänen, vor allem der dänische Adel, darum bemühten. Aber das Geſetz ſelbſt ſchreibt im Jahre 1754 der dänische Gelehrte Biſchof Erik Pontoppidan: „Ein jeder norwegiſcher Bauer, inſonderheit ein Odelsmann, der ſeine Schatzungen entrichten kann, beſitzt den Hof mit eben demſelben Anſehen und mit der gleichen Freiheit wie der Edelmann ſein Gut. Niemand zwingt oder hindert ihn in ſeiner Arbeit... Nach dem norwegiſchen Geſetz, welches in dieſem Stücke und in einigen andern gar merklich von dem dänischen abweicht, kann kein Odelsgut durch Verkauf oder auf andere Art demjenigen entzogen werden, der auf überzeugende Art darſtellen kann, daß er als der nächſte Verwandte oder Odelsmann das meiſte Recht daran habe. Iſt er nicht imſtande, das Gut einzulöſen, wenn es feilgeboten wird, ſo deklariert er vor Gericht alle 10 Jahre ſeinen Geldmangel als die einzige hinderliche Urſache. Wenn dieſe überwunden wird, ſei es nun von ihm, von ſeinen Kindern oder Kindeskindern, ſo muß der Bewohner als ein Interims-eigner ſogleich dem Odelsmanne weichen. Schon aus dieſem Grunde legt man Wert darauf, ſein Geſchlechtsregister zu wiſſen und aufrecht zu erhalten. Deſhalb wurde ehemals um Miſtſommer von einer

jeden Familie eine fröhliche Zuſammenkunft gehalten, wo das Haupt der Familie den Namen und die Zeichen der anderen auf einem Malſtock aufzeichnete.“ So wurde durch dieſe Ordnung Familienſtolz und Tradition gepflegt. Nach dem alten Geſetze, Odelsbalken genannt, wird zu einem Eigener des Odels erfordert, daß er 30 Jahre, die damals 30 Winter genannt wurden, ſein Gut unangefochten beſeſſen habe (nunmehr nach dem norwegiſchen Geſetzbuche 20 Jahre).

Dieſe Worte des dänischen Gelehrten ſind von um ſo größerer Bedeutung, wenn man bedenkt, daß ſie einmal von einem Ausländer, der Norwegen gut kannte, geſchrieben ſind und zudem in einer Zeit, in der die Bauern in anderen Ländern leibeigen waren. Das Odelsgeſetz hat die norwegiſchen Bauern vor der Leibeigenschaft bewahrt. Dabei iſt noch zu berückſichtigen, daß ſelbſt um 1800 nur 10 Prozent der norwegiſchen Bevölkerung in Städten wohnte, das Volk alſo ein Bauernvolk war. Die psychologiſche und kulturelle Auswirkung dieſes Geſetzes war, daß der norwegiſche Bauer ſich als Adliger in des Wortes tieffter Bedeutung fühlte. Es gab keinen größeren Stolz, keine größere Verpflichtung gegen ſich und ſein Volk, als ein Odelsmann zu ſein.

Heute dient wieder dieses Odelsgesetz zur Verteidigung gegen Feinde von außen: gegen den Kapitalismus und die Weltkrise. Sicherlich ist in manchen Teilen das Gesetz veraltet, aber in seinen Grundlagen und seiner Grundidee nach bietet es auch heute ein Bollwerk gegen diese Feinde des Bauerntums.

Seine schwerste Erschütterung erfuhr es im Jahre 1857. In diesem Jahre wurde unter liberalistischem Einfluß das norwegische Erbrecht dahin abgeändert, daß alle Geschwister gleichmäßig an der Fährnis und am Erbhofe erbberechtigt waren. Der Erbe des Hofes mußte seine Geschwister anteilmäßig entschädigen. Durch diese Regelung, die die Bauernschaft jener Zeit selbst gewollt hat, geriet nur allzu oft der Bauer in eine derartige Verschuldung, daß schließlich der Hof zur Zwangsversteigerung gebracht werden mußte. Der seines Hofes entsetzte Bauer behielt aber drei Jahre lang das Recht des Rückkaufs. Gelangte er irgendwie zu Kapital, so konnte er den Hof für die Familie wieder zurückkaufen zu einem Wert, den eine Kommission festgesetzt hatte, und der im allgemeinen sehr niedrig lag.

Die Inflation nach dem Weltkriege und die darauf folgende Deflation bewirkte, daß die Schuld der Bauernhöfe sich fast verdoppelte. Durch diese Verschuldung ist das norwegische Bauerntum vielfach insolvent geworden. Eine statistische Erhebung, die 1932 bei 200 Höfen vorgenommen wurde, ergab, daß die Gewinnrente, die der Bauer aus seinem Gutsbesitz zog, in dem besten Distrikt Ostlandet 0,74 Prozent, in dem schlechtesten Distrikt Nordland — 5,11 Prozent betrug. 40 Prozent der Höfe und 50 Prozent der Kleinhöfe sind mit mehr als 50 Prozent belastet; 7,5 Prozent der Höfe und 14 Prozent der Kleinhöfe sind mit mehr als 100 Prozent Schulden belastet. Das bedeutet, daß die Hälfte der norwegischen Bauern nicht einmal so viel verdient, um den Schuldendienst zu erfüllen. Der einzige Weg der Rettung des Bauerntums ist nur noch auf dem Wege einer Steigerung des Ertragswertes und einer Senkung der Schuldenlast zu sehen. Zur Zeit liegen die Dinge so, daß zwar viele Höfe zur Zwangsversteigerung kommen, daß aber das Verfahren oft nur dazu dient, die Schuld des Bauern zu vermindern. Der Weg ist folgender: der Bauer bietet selbst mit bei der Versteigerung und

erhält den Zuschlag zu einer oft viel geringeren Summe als seine Schuld bisher betrug. Außenstehende bieten meist nicht mit; denn noch immer stehen die Odelsgesetze drohend im Hintergrunde. Im Laufe der ersten 3 Jahre riskiert der neue Besitzer stets, daß der bisherige Bauer den Hof nach billiger Wertschätzung zurückverlangt. So kommt es, daß 65 Prozent der Höfe, die zur Zwangsversteigerung gekommen sind, direkt von dem Bauern zurückgekauft wurden. Außerdem handelt es sich bei etwa einem Viertel aller Eigentumsprozesse um dieses Zurückverlangen des Bauernhofes durch den

O Land, ich weiß:
die deinen Boden traten,
liebten dich heiß.
Um dich sind die alten Spaten
rostig von Schweiß.

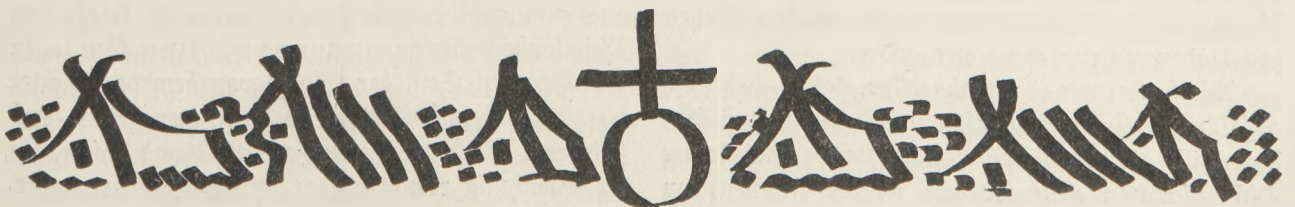
Noch wir, o Land,
ringen um Volk, wie die Väter taten,
um deinen Bestand:
Segne deiner Söhne Saaten,
o Land!

Valdur v. Schirach.

bisherigen Eigentümer auf Grund des Odelsgesetzes. Wir sehen also, daß die meisten Bauernhöfe im Besitz der Familie bleiben.

Kreditschwierigkeiten entstehen nicht durch die Odelsgesetze; denn in normalen Verhältnissen wird Kredit, soweit er durch Grund und Boden als gesichert angesehen wird, gegeben werden. Was den Kredit nur unsicher gemacht hat, ist Inflation und Deflation.

So wirken trotz ihrer veralteten Form diese uralten Odelsgesetze noch so stark, daß sie dem norwegischen Bauern eine feste Stütze bieten in moralischer und wirtschaftlicher Hinsicht.



Ostpreußen als politische Landschaft

(Schluß.)

Wenn wir Ostpreußen als politische Landschaft und in einem höheren Sinne Preußen als Erbe und Aufgabe verstehen wollen, dann müssen wir bei einer historischen Betrachtung, deren Aufgabe es ist, fortwährend Schlussfolgerungen in die unmittelbarste Gegenwart zu ziehen, eine Cäsar bei den Ereignissen des Jahres 1772 machen. Der polnische Westmarkenverein greift immer wieder auf dieses Jahr zurück. Aber er vergißt, daß die Teilung sich als Notwendigkeit erwies, weil das Polen Stanislaus Augusts de facto staatsbankerott war, so bankerott, daß es dem ursprünglichen Gedanken des friderizianischen Außenministers von Herzberg, der ein preußisch-polnisches Bündnis anstrebte, keine Handhaben zu bieten vermochte.

Der polnische Westmarkenverein weist erst jetzt wieder darauf hin, daß die Korridorgrenzziehung von 1919 nichts anderes getan hätte, als den geographischen Zustand wiederherzustellen, der vor 1772 schon einmal bestand. Das ist in der Sache ebenso richtig, wie in der Schlussfolgerung falsch. Wenn wir diesen Maßstab anlegen wollen, dann müßten wir die Westpreußenfrage bevölkerungspolitisch sehen. Dann würden wir aber zugleich auf das hinauskommen, was auf die Dauer eine friedliche Föderativpolitik zwischen Polen und uns zerstören müßte, nämlich auf die Erwägung, daß der wiedergewonnene Korridor nur für so und soviel deutsche Bevölkerungsüberschüsse ausreichend sei und daß dann, wenn diese Auffüllung erfolgt wäre, eine weitere Expansion zu erfolgen hätte. Das ist aber bei uns ganz und gar nicht der Fall. Wir wissen durch Hegel, daß Politik als werdende Geschichte zu begreifen ist. Eine stumpfe und sture Expansionspolitik, die sich einfach auf den Standpunkt stellt, ihre Bevölkerungsüberschüsse in das nächstgelegene Randgebiet vor den eigenen Grenzen abzulagern und dann dies Randgebiet zu erobern, verdient nicht gut den Rang von werdender Geschichte. Sie ist bestenfalls eine unterdurchschnittliche großindustrielle Politik, die sich versehentlich ins Außenpolitische verirrt. Wer nicht sieht, daß Raumpolitik ein sehr viel höheres Gesetz offenbart, als Bevölkerungspolitik, der kann niemals ein preußischer oder polnischer Politiker, geschweige denn ein Staatsmann sein, der den Mäßen des Nahen Ostens gewachsen wäre.

Also haben wir (ganz abgesehen davon, daß noch auf längere Zeit die deutschen Geburtenkapazitäten innerhalb des Deutschen Reichs und zumal seiner Ostlandschaften untergebracht werden können) zu

erkennen, daß die Westpreußenfrage nicht eine Volkstums- und eine bevölkerungspolitische Angelegenheit, sondern ein Raumprinzip enthält. Dieses Raumgesetz hat den Orden vor Jahrhunderten veranlaßt, auch nach Westen hin, über Bütow, Anschluß an das Werk Heinrichs des Löwen und Albrechts des Bären zu nehmen. Es veranlaßte dann später Luther zu dem klugen Ratschlag, den er dem Königsberger Albrecht gab. Noch später veranlaßte es den Kurfürsten und seinen Enkel, die Lösung des preußischen Problems in der Überwindung dieser Raumpannung zu suchen. Nur wer sich das klar macht, versteht den Frieden von Oliva und den von Stockholm, den Friedrich Wilhelm 1720 schloß. Nur von hier aus kann überhaupt verstanden werden, was Friedrich der Große gedacht hat, als er gerade den Netzedistrikt zum Kernstück seiner Kolonisationsarbeit machte. Nur von hier aus kann auch die große Lehre Adolf Hitlers verstanden werden, der gegenüber Polen auf keins seiner preußischen Rechte verzichtete, der aber zugleich grundsätzlich und völlig aufrichtig sagte, daß auch die entscheidendsten Probleme zwischen Deutschland und Polen nur auf friedlichem Wege zu lösen seien.

Zwei große Gesetze ziehen sich so durch den Lauf der preußischen Geschichte und bilden zugleich die ewige Silhouette des ostpreußischen Problems: das eine stellt die Überhöhung des primären Rassegedankens durch ein bindendes und verjüngendes, neubildendes „preußisches Rassenprinzip“ fest; das andere legt klar, daß die Raumpolitik im Osten höher zu stehen hat als die bloße Bevölkerungspolitik. Damit ist nicht gesagt, daß die Bevölkerungspolitik etwas Unwichtiges wäre, genau so wenig wie man die Volkstumsarbeit, wenn man sie der Außenpolitik einordnet, deklassiert. Genau so wenig bedeutet es eine Verleugnung der Bevölkerungspolitik, wenn sie der Raumpolitik unterstellt wird. Das lehrt uns die politische Geschichte von Preußen ganz sonnenklar.

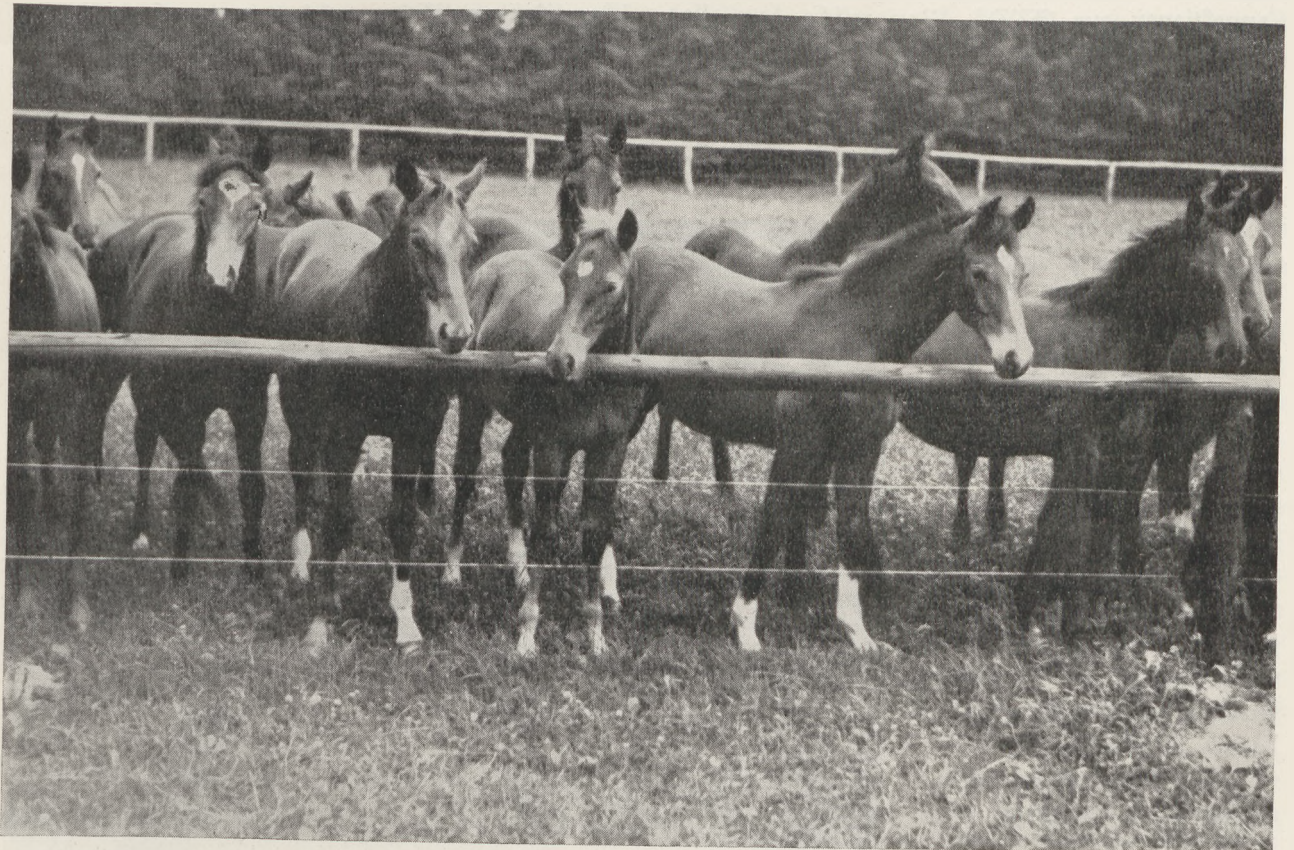
Das 18. Jahrhundert hat Ostpreußen nicht nur politisch, sondern auch geistig in die Mitte der preußischen Dinge gerückt. Neben Friedrich tritt Kant; auch dann und dann erst recht, wenn der König den Philosophen überschatten mochte. Wer könnte in Preußen den Geist der Könige von dem der Dichter trennen? Wer wollte es unternehmen, Kant und Friedrich, Kleist und Louis Ferdinand und später, als die Gleichung etwas milder und nüchterner wurde,

Fontane und den alten König Wilhelm auseinanderzudenken?

Von Königsberg aus wird Ostpreußen zum Widerstand. Kant lebt in dieser Stadt ewig, wie Friedrich in Potsdam ewig lebt. Der Liberalismus beherrscht im 19. Jahrhundert das Reich, aber solange es noch einen König von Preußen gibt, und den gibt es bis 1888, findet der Liberalismus in Ostpreußen so wenig wirklichen Eingang wie in Pommern. Zwar löst er vieles an Reaktionärem

1813 die Stände aufrief, bis zur Schloßkirche, wo Wilhelm am 18. Oktober 1861 seine Krone nimmt, ist nicht sehr weit.

Seither ist dieser Widerstand Preußens gegen den liberalen Westen vom Geist der ostpreußischen Landschaft nicht mehr wegzudenken. Widerstand, Widerstand auf der ganzen Linie. Widerstand des ostpreußischen Bauern gegen die Reaktion, die zu wilhelminischer Zeit auf Schlobitten und den anderen großen Standesitzen zu schillernder Deutlich-



Trakehner Fohlen

aus, vieles, das zwei Menschenalter später von der nationalsozialistischen Revolution brutal unter den Stiefel getreten werden muß, „damit der Gerechtigkeit des Staates kein Schaden geschehe“, aber auch in der Reaktion steckt noch lange Zeit ein Stück von echtem Preußentum.

1861 wird Königsberg noch einmal zur Mitte von Preußen, als König Wilhelm, der in fast allen entscheidenden Fragen seinen untrüglichen preußischen Instinkt wirken ließ, nach Ostpreußen geht, um sich dort die Krone auf das Haupt zu setzen, mit der er dann den Widerstand gegen die Paulskirche mobilisiert. So legal diese Tat ist, so revolutionär ist sie auch. Es mutet fast wie eine Wiederholung dessen an, was, als der König noch ein kleiner Prinz war, der General York von Taurroggen in dieser Landschaft aufgerufen hatte. Der Weg vom Ständehaus, wo York am 5. Februar

kommt. Widerstand gegen die zunehmende Materialisierung der Königsberger Kaufmannschaft. Widerstand gegen die fade Berliner Politik, die den russischen Draht zerstört und das Wetter nicht sieht, das seit 1904 so greifbar über dem dunklen ostpreußischen Himmel hängt. Widerstand, Widerstand vor allem 1914. Jeder Fußbreit dieser Landschaft trinkt jetzt Blut; und es ist Blut von verschiedenster Herkunft. Anfangend von den Kämpfen der Ritter, die sich mit den Pruzzen im alten Götterwald Romove schlugen, hin über die ganze Fülle der Kämpfe mit Polen und Litauern, Schweden und Russen und hin über den Siebenjährigen Krieg und die napoleonische Zeit - welch ein Symbol, daß Napoleon die erste Niederlage seines Lebens, die von Preußisch-Eylau, auf ostpreußischem Boden bezieht! - bis nach Tannenberg und Masuren. Wo ist eine zweite Landschaft zu nennen, die so bis in

die Gegenwart hinein unaufhörlich für Preußen geblutet hat?

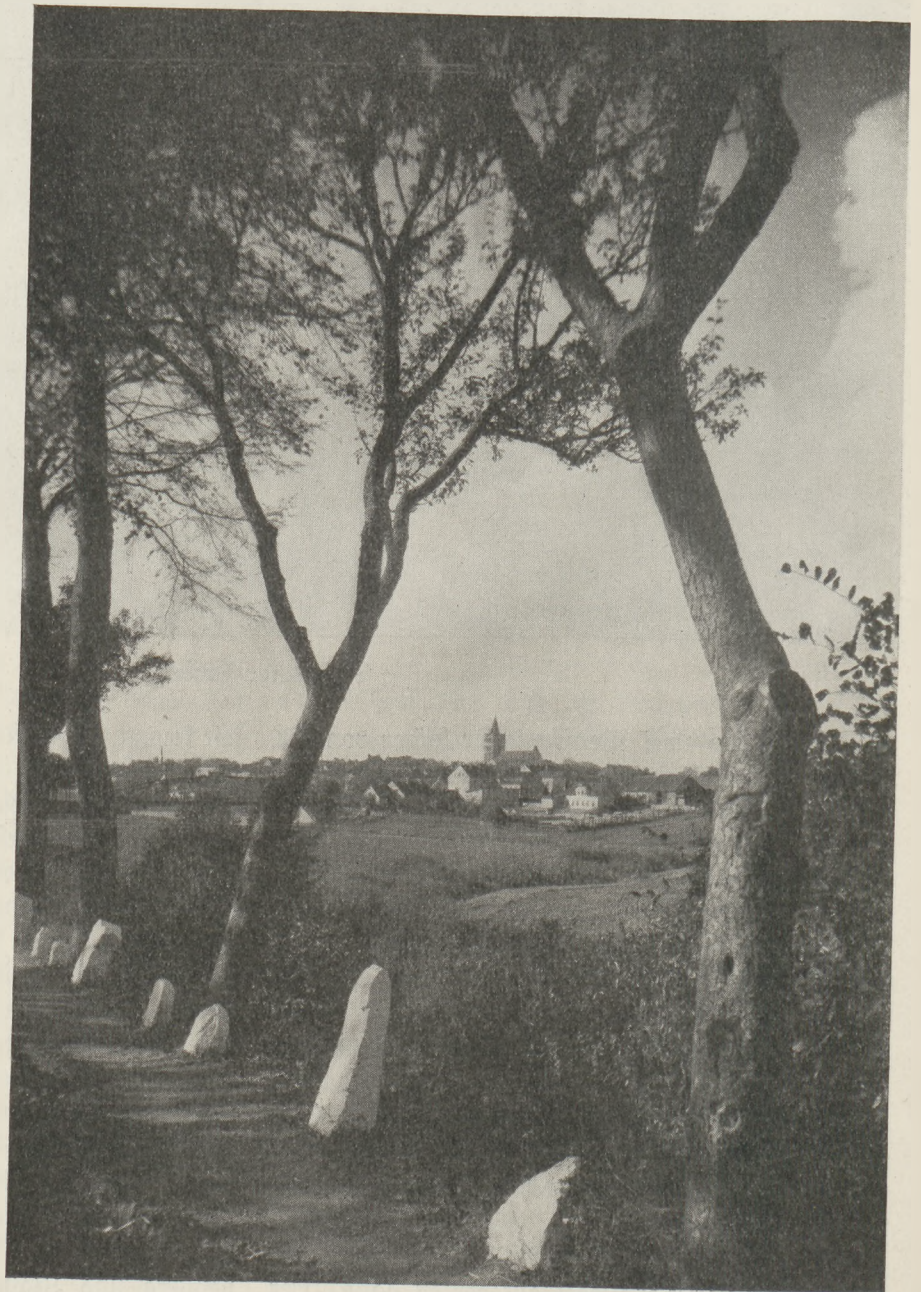
Soll dieses Blut umsonst geflossen sein? Fast sieht es so aus. Die preußische Krone fällt, vierhundert Jahre hohenzollerisch-ostpreussischer Tradition senken sang- und klanglos die Flagge. Die Liberalisten in Königsberg reiben sich die Hände. Wozu hat man die vielen Beziehungen? Wozu hat man die zahllosen wirtschaftlichen Bindungen zur „Königshalle“ und den hinter ihr stehenden Großagrariern? Wozu hat man via Berlin die guten Konnektionen zur SPD? Man mische das alles durcheinander, setze einen relativ harmlosen demokratischen Oberpräsidenten über das Ganze und betrachte die Provinz als ein Tauschobjekt zwischen Interessengruppen. So und nicht anders ist Ostpreußen von der Novemberrevolte bis in die Tage der Osthilfen seligen Ungedenkens hinein regiert. Und es ist dabei nationalsozialistisch geworden. Wie der einzelne Mensch durch die Summe der Demütigungen und Kränkungen, mit denen man ihn bedenkt, nur immer noch härter wird - vorausgesetzt, daß er Qualität hat -, so ist auch die ganze Bewegung in Ostpreußen durch den äußeren Terror zum inneren Sozialismus gewachsen.

Eins aber verdient festgehalten zu werden und dürfte auch nur aus der Geschichte Ostpreußens, aus der langen Reihe seiner Wellenbewegungen, die es zwischen Hoch und Tief zur politischen Landschaft werden ließen, verständlich sein: die ostpreussische nationalsozialistische Gestaltung wurde niemals ausschließlich von innerpolitischen Entwicklungen bestimmt, immer war in ihr der Osten als Auffassung und Erlebnis lebendig.

Der Gauleiter, der diese politische Gestaltung durchführte, kam zwar aus dem Wuppertal - und das Wuppertal ist der aller-südlichste Zipfel Südniedersachsens -, aber er wurde

bald genug zum beispielgebenden Typus des revolutionären, und doch im positiven Sinne schöpferischen und sozialistischen Preußen. Er vollzog denn der ostpreussische Nationalsozialismus nur die Summe der Erfahrungen, die ihn aus Ostpreußens Werden zur politischen Landschaft überkamen, wenn er unmittelbar nach der Machtübernahme ein fest umrissenes, preussisches und östliches Programm herausbrachte: den Ostpreußenplan.

„Das Gesicht des deutschen Volkes muß aus dem liberalistischen Westen wieder in den sozialistischen Osten gewandt werden.“ Diese einfache und knappe Formulierung steht über dem organischen Plan geschrieben, dessen Aufgabe es ist, die ostpreussische Bevölkerungskapazität zu heben, die umfassendsten



Blick auf Friedland

Maßnahmen zur Ansetzung einer landschaftlich bestimmten Klein- und Mittelindustrie zu treffen, den Arbeitsdienst und die Siedlung organisch in diesen Gesamtplan einzugliedern und vor allen Dingen Ostpreußen auch wieder zu einem kulturellen Zentrum des preußischen Elements im deutschen Nationalsozialismus zu machen. Diese Aufgabe ist gestellt und als Verpflichtung begriffen. Der erfolgreiche Kampf gegen die ostpreußische Arbeitslosigkeit, der im Sommer 1933 der Welt zum erstenmal wieder deutlich machte, daß Ostpreußen aufgehört hat, das Subventionsbedürftige Stiefkind des vom Westen hypnotisierten Reiches zu sein, war nur ein Anfang. Denn das neue Reich erklärte sich durch seinen Führer Adolf Hitler auf das allerpersönlichste an dieser Aufgabe interessiert, es nahm nun, wo es die Hakenkreuzfahnen neben die alte Reichsflagge gesetzt hatte, selbst den allerleidenschaftlichsten Anteil an der neuen östlichen Frontwendung. So wurde Ostpreußen aus einem Subventionsgebiet wieder zu einer politischen Landschaft. Aus einem Almosenempfänger wurde ein Bannerträger, der an der Spitze des großen geistigen Vorstoßes steht, den das Reich nach Osten wendet. Der ostpreußische Aktivierungsplan steht erst in seinen Anfängen. Auch seine Entwicklung wird, wie alles wirklich schöpferische politische Geschehen, sich organisch als Wachstumsprozeß, der aus der Landschaft selbst heraus entsteht, entwickeln. Niemals aber wird das revidiert werden, was hier aus so großem Wurf begann. Denn die Aktivierung Ostpreußens ist ein Weg, an dessen Ende die Mobilisierung der Anzahl schöpferischer Kräfte steht, die der gesamte Nahe Osten aus dieser großen Beispielgebung ziehen wird.

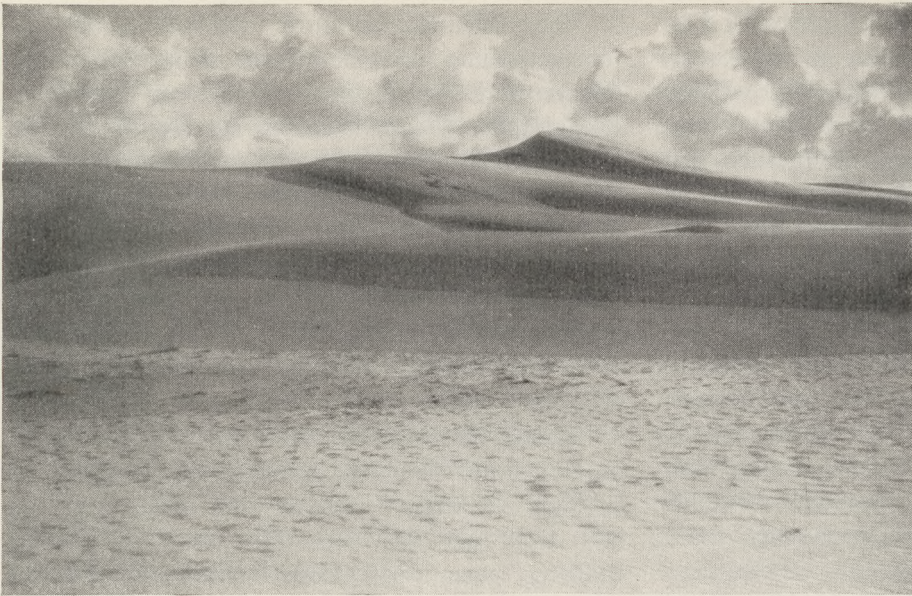
Neben dem wirtschaftlichen Aufbauplan wird Ostpreußen auf das stärkste durch seine ostpolitische Außensendung bestimmt. Gewiß sind die Zeiten vorbei, in denen ein Albrecht von Preußen aus Königsberg selbständig Außenpolitik machte. Aber die von jedem einzelnen politischen Leiter Ostpreußens zugegebene Tatsache, daß alle außenpolitische Linie des jungen Reiches allein beim Führer in Berlin zu liegen hat, schließt die große psychologische Außenaufgabe Ostpreußens nicht aus.

Von Ostpreußen aus ging das Wort in die Welt, daß die Friedenspolitik gleichermaßen Polen wie Rußland, wie auch die baltischen und die Südostvölker ansprechen müsse. Von Ostpreußen aus sprach Gauleiter Koch von der „aktiven Ostpolitik der Frontkämpfer in den nahöstlichen Ländern“. So bildete sich von Ostpreußen eine besonders tragfähige Brückenposition zu Danzig herüber. Vor allem aber wurde das ostpreußische politische Gewissen eine der stärksten Treuebindungen, die der große Friedenspolitiker Adolf Hitler vom Geistigen her gestellt bekam.

Ostpreußen als politische Landschaft ist die Zusammenfassung der politischen Erlebnisse seines Führers und der um ihn versammelten Verantwortungsträger. Wenn irgendwo die Politik als Erlebnis, als Erlebnis im tiefsten und verpflichtendsten Sinne deutlich wird, dann in Ostpreußen, wo die Geschichte mit dem Boden und der Raum mit den Menschen das Feuer wirklicher Hingabe schafft. An dieser Problemstellung von erlebter Politik wird die größte Wertmessung und die Entscheidung über die Menschen offenbar, die sich mit Politik befassen.

Politik in ihrer wirklichen und hohen Form ist aber nicht nur Erlebnis, sondern auch Religion. Wer nie von einer politischen Idee besessen, wer ihr nicht weit über alle Bindungen an seine private Existenz, seinen persönlichen Vorteil, seine Gesundheit und sein Leben, verfallen, verschworen und im tiefsten Sinne ergeben ist, der hat kein Recht, von Politik zu sprechen. Politik ist die Frage einer Dynamik, deren letzte Kräftegleichung von anderen Komponenten als denen der bloßen (taktischen) Logik und der kalten (liberalen) Vernunft, die 1789 nicht umsonst zum Standbild der Pariser wurde, bestimmt wird. Zwar ist die Politik auch manchmal kaltes Rechnen. Aber das kalte Rechnen dessen, der nicht für sich, sondern für eine Sache rechnet, die er wirklich erlebt, sieht anders aus als die Berechnung des politischen Untermenschen. Der preußische Nationalsozialismus kann sich neben Hunderten, die ganz bewußt für ihn gefallen sind, schließlich immer auch noch auf Kleist, auf York, auf Friedrich beziehen. Die preußischen Fahnen sind insoweit nicht nur Symbole, sondern auch Realitäten, die man einsetzen kann, wenn die eigene Hand würdig genug ist, um ihre Schäfte anzufassen.

Nur für den, der die Politik so aus den Tiefen heraus erlebt, nur für den in diesem Sinne Besseren, nur für den auf solche Art zum kalten Rechner und rücksichtslosen Tatmenschen Gewordenen kann der Zusammenhang von Landschaft und Politik zum Gewissen und zur Offenbarung werden. Denn nur von hier aus lassen sich geschichtliche Zusammenhänge mit räumlichen Empfindungen einen, läßt sich Politik aus ihren menschlichen Beziehungen treiben. Es gibt kluge politische Menschen, die gelegentlich ganz ernsthaft behaupten, daß sie im tiefsten Grunde niemand trauen und daß die Politik die Sache eines letzten Mißtrauens sei. Auch sie geraten zu kurz, genau wie jene, die fortwährend den Versuch machen, zwischen politischen Untermenschen und politischen Bekennern zu vermitteln, sei es, weil sie das Gesetz nicht erkennen, sei es, weil sie es ahnen und fürchten, oder sei es auch, weil ihnen der vertrocknete Grundsatz „divide et impera“ als Offenbarung erscheint.



Kurische Nehrung bei Nidden

Wiederum ist auch hier der Führer des deutschen Nationalsozialismus zugleich der Reformator der menschlichen Beziehungen in der Politik geworden. Wer Adolf Hitler nicht von seinen menschlichen Beziehungen her sieht, kann ihn auch nicht als Politiker verstehen. Adolf Hitler rief Preußen wach, indem er ihm wieder Traditionen und mit den Traditionen die politische

dauernde Verpflichtung und reichen als solche weit über uns hinaus. Die Verpflichtung zur revolutionären Linie, die Preußen aus dem Charakter seiner Landschaft schöpft, brennt das menschliche Material so hart, wie es nun einmal sein muß, wenn es „preußische Rasse“ darstellen und landschaftliche Politik als höhere Form von völkischer Politik erleben will.

FRITZ ADLER:

Mönchguter Fischer

Die Halbinsel Mönchgut bildet den südöstlichsten Teil der Insel Rügen. Auf drei Seiten vom Wasser umspült, greift das Land mit mehreren meist sandigen und sehr schmalen Armen weit hinaus in die See, die sich wieder ihrerseits tief zwischen die verschiedenen Landzungen drängt und sie auseinanderzureißen droht. Schon längst hätte das Meer diesen äußersten südöstlichen Zipfel Rügens überflutet, wenn nicht die einzelnen Landarme sich bis zu 60 Meter hohen Höhenzügen erheben, die durch flaches Schwemmland miteinander verbunden sind. So gleicht die Landschaft einer Inselgruppe, deren zum Teil weichgewellte, unbewaldete, grünnarbige Rücken nur lose durch die schmalen Streifen Flachlandes zusammenhängen, das sich oft nur einen halben Meter über den Wasserspiegel erhebt.

Steht man aber einmal auf einem dieser Inselkerne und überschaut von dessen Höhe dieses allseitige Ineinandergreifen von Wasser und Erde, dieses Bedrängen und Sichwehren, dann wird in diesem einen Blicke das Schicksal dieser Landschaft offenbar: der Jahrtausende wäh-

rende und nie zu Ende kommende Kampf der großen Elemente. Jahraus jahrein wirkt er im geheimen fort, mit immer wechselndem Erfolg, denn während an der einen Stelle sich das Meer allmählich tiefer in das Land hineinfrißt und die Steilküste der Höhenzüge bedrohlich unterspült, schiebt sich an anderen Stellen wiederum das Land unmerklich weiter in die See. In den Frühjahr- und Herbststürmen jedoch steigert sich dieser schicksalhafte Kampf oft zu einer solchen Gewalt, daß das Meer das Flachland überflutet und die einzelnen Inselkerne auseinanderzureißen droht. Von solchen Sturmtagen geben noch heute Kunde sowohl das Hünengrab, das in der Hagenschänke Wiek ungefähr 150 Meter vom heutigen Ufer entfernt auf dem Meeresgrunde liegt, als auch die Eichenstümpfe, welche noch im Anfang des 19. Jahrhunderts an der Lobber Küste unter dem Wasser sichtbar waren. Immer wieder bricht von Zeit zu Zeit eine solche Katastrophe herein: die Sturmflut von 1663 vernichtete wahrscheinlich das einst zwischen Göhren und Lobbe gelegene Fischerdorf Witte, und im No-

Forderung gab. So steht Preußen vor uns, als Erbe und als Aufgabe, und es will täglich neu erobert sein. Wir werden ihm Haltung zu zeigen haben.

Denn nur als Haltung und Disziplin läßt sich das gefährliche Kriterium überwinden, welches in den Umwälzungen der Zeit ein Geschenk sieht, das nur aus dem Schoße des beruhigten eigenen Ich aufgehoben zu werden braucht.

Revolutionen sind keine Geschenke. Sie sind fort-

vember 1872 überflutete das Meer das zwischen Thiessow und Klein-Zicker gelegene Dünengelände und umbrandete zwei Tage und zwei Nächte lang die fünf dort stehenden kleinen Häuser, währenddessen sich ihre Bewohner auf den Hausboden geflüchtet hatten, ihren sicheren Untergang erwartend und in ihrer höchsten Verzweiflung das Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ singend. Die größte Katastrophe aber, welche die Halbinsel heimgesucht hat, ist vom Volk zur Sage verdichtet worden, in der für die Menschen der verschiedenen Jahrhunderte sich der Schicksalskampf versinnbildlicht hat, in dem dieses Land zu allen Zeiten gestanden hat und noch heute steht. Ursprünglich soll Mönchgut mit dem pommerschen Festland zusammengehangen haben, von diesem nur durch einen schmalen Wasserlauf getrennt, über den ein Steg von hineingeworfenen Pferdeschädeln und Knochen führte. Als aber einst ein Weib in jene Wasserrinne Brot geworfen hatte und darüber zum Festland gehen wollte, brach als Strafgericht eine furchtbare Sturmflut herein, bei der dieser südlichste Landarm vom Meer zerrissen und fortgespült wurde. Nur die beiden Inseln Runden und Die blieben verschont, zwischen denen nun die See in voller Breite in den Bodden einströmte und so das „Neue Tief“ bildete.

So ist die See hier die alle Zeit gegenwärtige und sichtbare Schicksalsmacht, die über dem Leben dieser Menschen waltet und deren Seele bildet, wie sie ihren Leib formt, und welche Not und Sorge in ihr Dasein bringt, aber von Zeit zu Zeit sie auch mit ihrem unerschöpflichen Fischreichtum, dem Silber des Meeres, beschenkt, welche manchmal mit unerbittlichem Vernichtungswillen donnernd gegen das Land und die menschlichen Behausungen Sturm läuft, und dann wieder still und leuchtend, lockend und lieblich im Glanze der Sonne glitzert.

Solche doppelgesichtige Schicksalsmacht mußte das Gemüt der Menschen hier eher beschäftigen und stärker beeindrucken als das Geheimnis der Erde, und so ist es nicht zu verwundern, daß der tief eingewurzelte Hang der menschlichen Seele, die Natur zu verlebendigen und mit geheimnisvollen Gestalten der Phantasie zu bevölkern, auf der Halbinsel in erster Linie auf das Meer gerichtet war. So steigen nach altem Volksglauben um Johannis zur Mittags-

zeit die Seejungfern mit dem langen Fischschwanz an die Oberfläche des Wassers und tragen zinnerne Schüsseln mit köstlichen Speisen in den Händen, und wenn sie ihr Mahl beendet haben, fassen sie einander an den Händen und tanzen im Reigen. Wenn jedoch dann die Mittagsglocke schlägt, verschwinden sie wieder unter dem Wasser und tauchen erst wieder am nächsten Johannistag auf. Manchmal kommt auch der Wassermann als goldgeschmückter Ritter ans Ufer und mischt sich unter die dort tanzenden Mädchen; der Schönsten von ihnen setzt er einen meergrünen Kranz auf und nimmt sie in sein Reich mit. Auf dem Zickerschen Hövt aber, im Swantegard, wohnten vor Zeiten die „witten wiver“, die sehr klein waren, ganz weiß ausahen und kurze Röckchen anhaben, und sie wuschen immer ihre Wäsche unten auf den im Wasser liegenden Steinen. So ist das Meer hier infolge seiner Bedeutung für diese Menschen die stärkste sagenbildende Kraft, und wie es die Seele alle Zeit bewegt, so drängt es sich auch immer und überall dem Auge und dem Ohr auf.

Die Farbe der See geht überall in die Farbe des Himmels über, und dieses Ineinanderfließen der Farben ist eines der Momente, das der Landschaft ihre Größe und Einfachheit gibt. Dazu kommt das Zusammenklingen der Stimme des Meeres mit der des Windes, die Melodie, welche das ganze Jahr hindurch über der Halbinsel klingt, die leise oder stärker rauschende Brandung und das sanfte oder heftigere Wehen des Windes. Im Frühjahr und Herbst aber schwillt dieser Zweiflang der See und des Sturmes zu mächtigem Brausen an, und dann fährt nach altem Volksglauben der wilde Nachjäger über das Land. Auf feurigem Roß jagt er hoch in der Luft und treibt die Masse der „witten wiver“ vor sich her, um sich aus ihrer Mitte ein Opfer zu suchen. Diese stürmereichen Zeiten mit



Mönchguter Landschaft



Am Spinnrad

dem schweren, tief herunterhängenden Himmel und den jagenden Wolken füllen sieben bis acht Monate des Jahres aus, und geben dieser Landschaft das ernste und herbe Gesicht, so wie es sich in die wetterzerfurchten Gesichter der Alten eingegraben hat. Rauh und hart ist dann das Klima, das die Schwachen zerbricht und die Starken stählt, und zu der

immerwährenden, unruhvollen Bewegtheit von See und Wind stehen in seltsamem Gegensatz die Menschen mit ihren immer schweren und langsamen Bewegungen und den großzügigen unbewegten Gesichtern.

Zwischen diesen harten und stürmischen Monaten liegt aber ein später Frühling und erster Sommer

von unvergleichlichem Zauber, wo die Schwere des Nordens sich für kurze Zeit in die Heiterkeit des Südens zu verwandeln scheint. Dann übertönen die leise Grundmelodie von Meer und Wind bis spät in die Nacht die jubelnden Lerchen und die schreienden Kiebitze, um schließlich vom wilden Lärm der Frösche und dem unermüdlichen Geplauder der Rohrsperrlinge abgelöst zu werden. Auf den Wiesen aber und den unbewaldeten Höhen, die während des ganzen übrigen Jahres ein fast monotones, gleichfarbiges Aussehen haben, ist in dieser Zeit des Spätfrühlings und ersten Sommers ein ungeahntes Blühen aufgebrochen, und friedlich weiden dann in den Blumenwiesen die grauen Schafe mit den schwarzen Lämmchen. Auf den Hängen der Steilufer stehen die blühenden weißen Schlehenbüsche gegen das Blau des Meeres und des Himmels, und irgendwo unten im Feld steht einzeln ein blütenübersäter alter Birnbaum. Das sonst so karge und herbe Land scheint in diesen Wochen wie verwandelt, und diesem Zauber können sich die Menschen in den Dörfern nicht entziehen: fast in jedem Haus stehen dann große Sträuße von Schlüsselblumen und Vergißmeinnicht, Leberblümchen und Anemonen, Stein-

brech und Knabenkraut, und in den warmen, windstillen Nächten sitzen die Alten noch lange vor der Haustür und die Jungen stehen leise plaudernd in Gruppen auf der Dorfstraße. Und zu dieser Zeit gehört es auch, daß ein- oder zweimal das Boot, welches das ganze Jahr hindurch dem Fischfang dient, mit Tausenden von Maiglöckchensträußen beladen, hinüber zum pommerschen Festland fährt, um sie dort in der Stadt zu verkaufen.

Das ist der Spätfrühling und erste Sommer. Keine andere Jahreszeit hat solchen Glanz und solche Farbigeit, vielmehr versinkt die Landschaft darauf bald wieder in ihr einfarbiges strenges Alltagskleid, das sie das übrige Jahr hindurch trägt, und das nur ab und zu von selten leuchtenden Abend- und Morgenhimmeln überstrahlt wird und von dem dann in tausend Farben schillernden Wasser umflossen ist. Bis der Winter kommt, und dann in strengen Zeiten oft wochen- und monatelang sich ein starrer Eisgürtel um die Halbinsel legt und an den Küsten sich die Eischollen zu kleinen Eisbergen aufstürmen.

Eins aber bleibt im wechselnden Jahresrhythmus von Farbe und Klang sich immer gleich: das ist die



Fischer beim Skatspiel

Linie dieser Landschaft, die in großem, aber weichem Schwunge sich von dem flachen Schwemmland zu den einzelnen Inselkernen wellenartig auf- und niederbewegt, dieser Rhythmus, der in der Bewegtheit der die Halbinsel umschließenden See bald leiser, bald stärker aufklingt, um dann in den Wolkengebilden des sie überspannenden großen Himmels auszuklingen. In diesem Zusammenfließen

von Erde, Wasser und Himmel liegt die Größe und Eigenart der Landschaft: nichts Spielerisches und Kleinliches hat hier Raum, alles ist vielmehr einfach und klar, in wenigen Linien und Farben zusammengefaßt. Das Entscheidende und Bestimmende bleibt aber immer, wie die Unendlichkeit des Meeres die kleine, weichgewellte, zerrissene Halbinsel umschlossen hält.

JOACHIM KLAIBER:

Zur Neugestaltung des Theaters

In Zeiten großer politischer und weltanschaulicher Umwälzungen pflegen zunächst alle kulturellen Werte, die von früheren Tagen überkommen sind, in ihrer Gültigkeit überhaupt in Frage zu stehen. Wie sollte auch das kulturelle Ergebnis, der künstlerische Ausdruck einer überwundenen Epoche bewußt übernommen werden oder unbemerkt fortleben können? Solche Zweifel sind nur zu lösen durch eine genaue Bestandaufnahme unseres Kulturguts. Wir haben eine Revolution von im wörtlichen Sinn grundlegenden und sinngebender Kraft hinter uns. Nachdem ihr erstes Ziel erreicht, das Fundament gelegt, die Sinnggebung vollbracht ist, gilt es nun mit der der neuen Lebensanschauung eigenen Energie und Unbedingtheit diese Inventur der kulturellen Lagerbestände vorzunehmen und zu untersuchen, was mit ihnen weiterhin noch erreicht werden kann.

Wozu besuchen wir eigentlich eine Gemäldesammlung? Wozu hören wir ein Konzert? Wozu lesen wir ein Buch? Wozu gehen wir ins Theater? Die Frage nach dem Zweck der Kunst ist gefährlich wie kaum eine andere, und eine Antwort kann nicht in zwei Worten gegeben werden.

Es bedeutet einen Mißbrauch der Kunst, sie in die alltäglichste Zweckhaftigkeit einzuspannen. Wenn auf dem Theater der letzten Jahre Stücke erschienen, die etwa für die Abschaffung eines Gesetzesparagraphen oder für eine andere Realität unseres täglichen Seins warben, so hatte das an und für sich mit Kunst so wenig zu tun, wie heute die Aufführung von Werken, die etwa die bevölkerungspolitische Aufklärungsarbeit direkt unterstützen sollen. Deshalb brauchen solche Werke natürlich nicht von der Bühne verbannt zu werden. Im Gegenteil: Das Theater hat immer dann sich um so lebendiger erwiesen, je näher es mit den Ereignissen und Problemen der Zeit verkettet war. Nur dürfen wir nicht dem Mißverständnis unterliegen, wir hätten es dabei mit Leistungen der Kunst zu tun.

Der chaotische Zustand, in dem sich das Theater der letzten Jahre befand, wurzelt zu einem großen Teil in der heillosen Verwirrung, die die Begriffe „Zeittheater“ und „Tendenztheater“ hervorgerufen haben. Das Theater war ja in einem tieferen Sinne immer Zeittheater, wenigstens solange es irgend lebendig blieb und sich nicht in kraftlosem Epigonentum verschloß. Immer war das Theater der große Spiegel der Zeit, der Kraftmesser ihrer Strömungen, das Sprachrohr ihrer Ideen.

Lebendige Wesen können im luftleeren Raum nicht existieren. Wie die einzelne Theateraufführung schlechterdings nicht möglich ist ohne Beziehung zu dem Publikum, das sie aufnimmt, das auf eine sehr intensive Art mitspielt und den von der Bühne kommenden Strom dorthin wieder zurückgibt, so kann das Theater als soziologische Erscheinung nicht aus seiner zeitlichen Verhaftung gelöst und vom Geschehen und den Ideenkreisen der Zeit unabhängig gemacht werden. Und selbst da, wo überzeitliche, zeitlose, im Allgemeinmenschlichen verwurzelte Ideen Gestalt gewinnen sollen, können sie es nur mit den Mitteln unserer Zeit. Jeder Versuch, zeitfremdes Formgut zu übernehmen, führt notwendig zu innerer Unwahrhaftigkeit, gegen die wir gerade heute so empfindlich geworden sind. Auch die wesentlichen Werke unserer Klassiker sind keine leblosen Ausstellungsstücke, sie müssen mit den Mitteln unserer Zeit für Menschen unserer Zeit wirksam, sie müssen aktiv gemacht werden. Es gibt kein Theater, das sich mit der Beschaulichkeit einer Alttertümersammlung begnügen dürfte! Was sich bei solcher Fruchtbarmachung des theatralischen Erlebnisses als unlebendig erweist, mag getrost ausgeschaltet bleiben. Damit ist aber nicht einer billigen Aktualitätsucht das Wort geredet. Dadurch, daß irgendein Zeitereignis auf die Bretter gezerrt und angeblich dramatisch gestaltet oder ein überzeitlich wirksames Stück aus der Vergangenheit in modernem Kostüm vorgeführt wird, ist die von uns geforderte lebendige Bindung noch lange nicht geschaffen.

Ganz ähnlich liegt der Fall des „Tendenzstükes“. Auch hier können wir zunächst feststellen, daß jedes wesentliche Drama so etwas wie eine Tendenz aufweist, ein Ziel, um das zu kämpfen dem Dichter wert scheint. Aber wie wir Zeitverbundenheit von bloßer Aktualität scheiden konnten, so bleibt auch hier die Kluft zwischen bloßer Tendenz und dichterischer Idee. Die Nützlichkeit und die Wichtigkeit des Theaters kann sich niemals in seiner direkten praktischen Auswirkung bekunden. Die gänzliche Verkennung dieser unumstößlichen Tatsache war es, die die Kunst der vergangenen Jahre in einem Zustand chaotischer Richtungslosigkeit führte. Je mehr diese Kunstübung direkten politischen oder anderen Zwecken dienstbar gemacht wurde, desto rascher verlor sie ihren eigentlichen Sinn.

Kein Wunder, daß die dramatische Dichtung verkommen und verkümmern mußte. Und je weniger dichterische Substanz vorhanden war, desto üppiger, großartiger und zugleich ungezügelter drängte sich die selbständige Leistung des Theaters vor. Man sprach von einer ungeahnten Blüte der Schauspielkunst, bewunderte die Errungenschaften moderner Inszenierungstechnik und die „originellen Einfälle“ neuzeitlicher Regisseure. Und bald hatte man Grund, sich auch über die Selbstherrlichkeit solcher Schöpfungen zu beklagen. Wir wissen heute, daß überall da Eigenmächtigkeiten geradezu notwendig sich einstellen, wo ein Führer fehlt. Dieser Führer war für die Entwicklung der Bühnenkunst von jeher das große dichterische Drama, an dem sie sich erproben und bewähren konnte. Die Dichter mußten versagen, und so gelangte die Bühnenkunst mit innerer Notwendigkeit zu einer gefährlichen und höchst ungesunden Scheinblüte.

Und der Dritte im Bunde? Und das Publikum? Es erkannte die Richtungslosigkeit aller Bemühungen und - blieb dem Theater fern. So entstand eine „Theaterkrise“. Die verschiedensten Diagnosen wurden gestellt, um dem kranken deutschen Theater wieder aufzuhelfen. Die Schuld an dem zunehmenden Kräfteverfall wurde der Unfähigkeit der Theaterleiter, der Überheblichkeit der Regisseure und Kapellmeister, dem Startum der Schauspieler und der Impotenz der lebenden Dichtergeneration in freundlicher Abwechslung zugeschoben.

Daneben aber war der schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts vernehmlich gewordene Ruf: „Die Kunst dem Volke!“ noch immer nicht verstummt und wies so auf das grundlegende Problem, das unserem gesamten Kunstleben erwuchs. Ein solcher Ruf hat Sinn nur da, wo eine Spannung zwischen Kunst und Volk entstand, die nicht mehr produktiv zu machen ist, wenn die Störung

des Verhältnisses der Kunst zur Gesamtheit des Volkes so stark in Erscheinung tritt, daß sie geradezu ein Zeitproblem werden kann. Und selbst da, wo dieser Notruf das „Volk“ nur als Gemeinschaft einer eng umgrenzten sozialen Schicht erkennen wollte, beweist er schlagend genug die gestörte Ordnung von Kunst und Volksgemeinschaft. Der Forderung „Die Kunst dem Volke!“ mußte sofort die andere entsprechen: „Das Volk der Kunst!“ Volksbühnen wurden allenthalben gegründet. In Rußland und in England erhielt jede größere Sa-



brik ihre eigene Arbeiterbühne. Eine sogenannte „Sozialisierung“ des Theaters war erreicht. Aber wieder war es nicht die Gesamtheit des Volkes, der Nation, die daran teil hatte. Das Beispiel der französischen Volkstheaterbewegung, die der Dichter Romain Rolland mit ungeheurer Begeisterung und Energie verfocht, ist sehr lehrreich. Zunächst schien nämlich nichts zu fehlen als ein Volksdrama. Mit echt französischem Glauben an die persönliche Schöpferkraft gegenüber organischem Wachstum faßte Rolland kurzerhand den Entschluß, eine Volksdramatik gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen und schrieb selbst eine ganze Serie von Stücken, die die französische Revolution als das große, noch nachwirkende Erlebnis der Nation feierten. Aber nachdem so Volksdramen scheinbar geschaffen waren, stellte es sich heraus, daß zu einem Volks-

theater noch etwas wichtigeres fehlte, das neu zu schaffen auch Kolland nicht der Mann sein konnte: das Volk selbst.

Wieder einmal erinnern wir uns an das Wort Lessings: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind.“ Schon hier war es deutlich genug ausgesprochen, unter welchen Voraussetzungen auch der Kunst der Bühne von Grund auf neue Wege gewiesen werden können. War die Einheit der Volksgemeinschaft Grundbedingung

Die Geschichte trägt durchaus männliche Züge. Nur tapfere Völker haben ein sicheres Dasein, eine Zukunft, eine Entwicklung; schwache Völker gehen zugrunde, und das von Rechts wegen.

Heinrich von Treitschke

eines Nationaltheaters, so hatte seine Errichtung nicht eher Sinn, als bis diese Volksgemeinschaft erwachsen oder geschaffen war.

Die nationale Revolution hat diese Voraussetzungen geschaffen. Sie hat alle Fragen nach der Existenz des Theaters zunächst ebenso einfach wie eindeutig gelöst, indem sie die kulturelle Wichtigkeit der Schaubühne im Rahmen des völkischen Lebens erkannte und damit dem alten Wunschtraum eines deutschen Nationaltheaters wieder greifbarere Perspektiven eröffnete.

Es wird von maßgebender Seite immer wieder mit erfreulicher Klarheit betont, daß Gesinnungsfestigkeit noch lange keine Gewähr für künstlerische Fähigkeit in sich schließt. So läßt sich selbstverständlich auch die große nationale Dichtung unserer Zeit weder durch Parteibefehl, noch durch sonstige äußere Machtmittel hervorzwingen. Die Produktion läßt sich wohl anregen, etwa durch Preisaus schreiben und ähnliche in jüngster Zeit von einzelnen deutschen Theatern versuchte Stützungsaktionen. Aber gar zu viel darf von solchen Maßnahmen nicht erwartet werden. Der raschen Entwicklung der Zeit, dem stürmischen Tempo, in dem sich in Deutschland ein radikaler Umbruch vollzog, vermag das organische Wachstum der dramatischen Produktion nicht sofort nachzu kommen. So bleibt der Abstand zwischen dem ungeheuren Bedürfnis nach breiten und volkshaftern Werten neuer Dichtung und dem verhältnismäßig schmalen Streifen gutgemeinter und bestenfalls brauchbarer Zeitdramatik als ein Rest der Enttäuschung.

Aber es ist ein Irrtum, wenn wir eine Massenproduktion wirklicher Dichtung glauben erwarten zu können. Wir brauchen gerade heute auch Gebrauchsstücke und werden alle von anständiger nationaler Gesinnung getragenen und theatralisch gefonnten Werke dankbar zu benützen haben. Nur müssen wir uns bewußt bleiben, daß damit der Ruf nach der großen nationalen Dichtung noch nicht beantwortet ist. Wir dürfen ihn über aller, selbst der besten, gesinnungsbewußtesten und theaterwirksamsten Gebrauchsdramatik unserer Tage nicht vergessen. Wir müssen uns bewußt bleiben, daß wir heute den Grund zu legen haben für das Theater von morgen. Und je weniger wir das neue Drama herbeibefehlen können, um so mehr haben wir die Pflicht, den Boden seines Wachstums zu pflegen und zu bereiten. Und schon sehen wir aus der starken Heimatsholle die ersten Sproßlinge eines neuen, kräftigen Baumes hervorbrechen.

Man spricht heute viel von dem „neuen Theater“, das wir aufbauen wollen. Es wird seine wesentliche Aufgabe darin zu sehen haben, das alte, das ewige Theater in einer neuen Form zu bewahren. Wo immer ursprünglich Theater gespielt wurde, geschah es aus dem Bedürfnis des Volkes heraus. Belanglos letzten Endes, ob Weltangst oder Weltfreude der erste Antrieb war: ob der ekstatische Rausch eines gespielten Seins die trübe Nacht des gelebten erhellen sollte, oder ob die Flamme einer dionysischen Daseinslust sich löste in mystisch dumpfem Verwandlungsauber.

Wenn wir heute wieder nicht nur ein Theater für das Volk, sondern ein Theater des Volkes selbst suchen, wenn wir bemüht sind, das Theaterspiel als ursprünglich kultische Äußerung aus dem Gemeinschaftserlebnis einer festlich versammelten Volksgemeinde herauswachsen zu lassen, so bedeutet dieser Weg eine Rückkehr zu den Quellen alles Theaterspiels, eine Neuformung uralter Begebenheit. Wo könnte dieses theatralische Gemeinschaftserlebnis auch stärker hervorbrechen als in der Feierstunde des Arbeitsmenschen, der Kraft durch Freude erringen will? Und es ist nicht nur eine der glücklichsten, es ist auch eine der konsequentesten Lösungen, das Theater in den Dienst der großen Idee dieser Organisation, die Organisation in den Dienst der großen Idee des Theaters zu stellen.

Wo gespielt wird, ist letzten Endes gleichgültig. Daß für das einmalige Ereignis einer großzügigen Festgestaltung, für das Zustandekommen dieses Gemeinschaftserlebnisses der weite Raum einer Arena oder einer Thingstätte günstiger ist als unsere einer anderen Gesellschaftsform entstammenden Bühnenhäuser, braucht nicht bestritten zu werden. Wesentlich ist immer nur der Geist, in dem gespielt wird.

Der Osterapfel im pommerschen Brauch

Osteräpfel sind in Pommern am Ostermorgen ebenso unerlässlich wie das Osterwasser und die Osterrute, der Osterhase und die Ostereier.

Die Brauchweise des Osterapfelessens ist in den einzelnen Landschaften Pommerns sehr verschieden. Am häufigsten ist bei jung und alt, bei Städtern und Ländlern Pommerns die Sitte zu finden, beim Erwachen am Ostermorgen sofort in den neben dem Bett liegenden Apfel zu beißen und ihn vollständig aufzuessen, um so das ganze Jahr hindurch gegen Krankheit geschützt zu sein. Ganz Pommern kennt diese Sitte des Osterapfelessens am Ostermorgen.

Dieses Osterapfelessen erfährt seit Jahrhunderten, und auch heute noch, verschiedenartige Abwandlungen und besondere örtliche Färbungen.

In den westpommerschen Kreisen Stralsund, Anklam, Demmin und Franzburg-Barth wird dem Kinde am Ostermorgen beim Erwachen ein rot-



backiger Apfel gereicht, der ihm das Sinnbild seiner eigenen Gesundheit sein möchte. Bei dem ersten Bissen wird dazu eiskaltes Wasser getrunken; oft ist es das schon im Hause stehende Osterwasser, das die Hausfrau inzwischen, falls es nötig war, durch ein Stück Leinen geseigt hat. Aber nur sorgfältig gehegte Osteräpfel werden ihre gesunderhaltende Kraft offenbaren.

Während das ganze Jahr hindurch in jedem Hause als oberster Grundsatz der Gesundheitslehre gilt: „Trinkt kein Wasser nach Obstgenuß!“ - so schadet das kalte Wasser der eben vom Eise befreiten Bäche und Flüsse bei solchem Osterapfelessen nichts, es wirkt im Gegenteil gesundend und heilend! Wehe dem aber, der faules Osterwasser zu dem Osterapfel trinkt! -: er muß noch im selben Jahre sterben.

Auf Rügen und an Rügens Küsten, auch in den Kreisen Demmin und Grimmen essen die Kinder den ihnen von der Mutter dargereichten Osterapfel erst kurz vor dem Frühstück, nachdem sie gewaschen und angekleidet sind. Während des Essens haben sie von einem Stuhl zu springen. Fallen sie dabei, so bedeutet das für sie Unglück; fallen sie nicht, so braucht der Sprung nicht wiederholt zu werden. Er verheißt Glück.

Anders noch lebt der Brauch des Apfelessens im Greifswalder Kreise und an der vorpommerschen Küste: das Kind hat den Kopf an die Stuhllehne zu halten und das horchende Ohr an das Lehnholz zu drücken. Beim ersten Biß in den Apfel will man dann im Stuhl ein Echo hören, das glückverheißend ist.

Sind diese Eigenarten des Osterapfelessens mehr äußerlicher Art, so erscheinen die folgenden gerade in volkscharakterologischer Hinsicht eigenartig, weil sie die tiefe Naturverbundenheit des Pommern mit Pflanze und Getier spiegeln, und es ist verwunderlich, das solche erd- und heimatgewachsenen Ostersitten des Apfelessens bisher nicht aufgezeichnet worden sind. Jedenfalls sind darüber keine Angaben in der bisherigen pommerschen Literatur zu finden.

In Mittelpommern, bis nach Rügen und Hiddensee ebenfalls, darf der Melker am Ostermorgen seine Hände nicht mit Seife waschen. An Stelle des Osterwassers trinkt man frische Milch zum Osterapfel.

In rein bäuerlichen Gegenden wird der rotbackige Apfel einige Minuten in die frische, noch warme Milch gehalten, nachdem er vorher abgeschält worden ist; erst dann isst man ihn. Wie der frische Lebenssaft des urgesunden Getiers in den Apfel sich einsaugt, so wird jugendfrische, naturhafte Lebenskraft den Esser erfüllen und in seine Aderströme einfluten - einem Kinde gleich, das all' seine Kraft und Fülle aus Mutterbrüsten gesogen hat.

In der städtischen Bevölkerung Pommerns scheint der Osterapfel fast ausnahmslos mit der

Schale gegessen zu werden; die ländliche Bevölkerung ist ihn ebenso; nur wenn er in Milch gehalten wird, wird er vorher geschält.

Auf Rügen, das wie alle Inselrückzugsgebiete manch' geheiligte Sitte treu bewahrt hat und das nicht nur dem Vorgesichtsforscher reiche Ernte einbringt, sondern auch dem Volkskundler manchen Schatz alter Brauchtümer darbietet, besteht bei der kleinbäuerlichen Bevölkerung folgende Sitte des Apfelessens:

Schon Tage vor dem Osterfeste wird die Sichel angelegt zum ersten, wenn auch noch so kümmerlichen Kleeschnitt. Das trockene Grün wird mit Hafer gemengt und am heiligen Abend vor Oster-sonntag den Ziegen und Kühen zur Fütterung verabreicht. Die Ostermorgensmilch dieser Tiere ist besonders heilkräftig. Der Osterapfel wird geschält hineingelegt, ehe er gegessen wird, und die Tage des Osterfestes hindurch trinkt alt und jung, aber besonders das franke und leidende Familienmitglied von der heilkräftigen, gesundheitsfördernden Milch.

Wenn die pommerische Heimatliteratur bisher ausnahmslos von dem heiligen „Osterwasser“ erzählt hat, so ist in vorpommerschen und rügenschen Landgebieten die „Ostermilch“ ein ebenso bekanntes Mittel, und ohne die „Ostermilch“ ist der „Osterapfel“ in manchen Dörfern gar nicht zu denken.

In Hinterpommern, namentlich in seinem Ostzipfel, ließ sich der in Ostermilch getränkte Apfel nicht feststellen, und auch Max Esch-Stolp tut des Osterapfels in einem Aufsatz über „Kar- und Osterbräuche der pommerischen Heimat“ nur in dem einen Satze Erwähnung: „Um sich gegen Fieber zu schützen, wird im östlichen Pommern am Ostermorgen ein Apfel gegessen.“

In der pommerischen Sitte spiegelt sich unseres Volkes Sinn und Sinnen, Erbe und Eigenart. Alte Sitten sind Heiligtümer. Wer wollte sie schänden?

Eine Sinnedeutung des Osterapfelessens ist in einer längst eingegangenen pommerischen Zeitschrift aus dem Jahre 1864 zu lesen: „Gedenkst du aber beim Osterapfel an den Baum des Lebens, so uns der Herr mit seinem Sterben und Auferstehen hat erworben und wiedergebracht, nun, so wüßte ich nicht, warum du deine Kinder nicht wolltest tun lassen, was du selber und deine Mutter getan. Verdirb es nicht, es ist ein Segen darin.“

Darum wollen wir nicht bloß die guten alten Sitten vergangener Tage dem Volke ins Gedächtnis zurückrufen, sondern auch die noch lebenden und alljährlich geübten Sitten verbreiten und fördern, hegen und pflegen und schließlich Unsitte wieder in Sitte verwandeln.

ERICH MURAWSKI:

Papa Wrangel

Am 13. April fährt sich der 150. Geburtstag des bekannten Generalfeldmarshalls Graf Wrangel. Von den vielen Anekdoten und Scherzen, die sich um diesen kernigen Soldat gewoben haben, seien im folgenden einige mitgeteilt. Sie sind dem Buche Erich Murawskis „Papa Wrangel“, das im Anhang ausführlicher besprochen ist, entnommen.

Bei der Besichtigung eines Ulanen-Regiments hatte ein Rittmeister so schwere Fehler gemacht, daß sein Abgang unvermeidlich erschien. Nach dem Exerzieren ließ Wrangel den Offizier rufen blasen. Er hielt auf einer Anhöhe, die von drei Seiten durch einen mehrere Fuß hohen Spalierzaun begrenzt und nur auf einer Seite offen war. Die heranragenden Offiziere benutzten natürlich die offene Seite der Einfriedigung, um zu dem General zu gelangen. Zuletzt erschien, Zorn und Groll im Herzen, der unglückselige Rittmeister und beachtete wohl zu spät, daß er direkt auf den Zaun losritt, den er erst bemerkte, als er kurz davor angekommen war. Neugierig und fragend sah der General auf den in dieser Richtung daherjagenden Reiter. Dieser aber kam keinen Augenblick aus der Verfassung, energisch nahm er sein Pferd zusammen, gab ihm

die nötigen Hilfen und setzte, ohne zu zucken, mit einem prachtvollen Sprunge über das lebensgefährliche Hindernis, um dann mit kurzer Parade vor dem General zu halten. Der Sprung war in der Tat so außergewöhnlich tollkühn und schneidig, daß sich die anwesenden Offiziere, trotz der Gegenwart Wrangels, eines leisen Bravos nicht enthalten konnten. Dieser aber hatte das kühne Reiterstückchen hochbefriedigt und vergnügt mit angesehen und sagte: „Das war sehr schön von dir, mein Sohn, wirklich sehr schön! Aber du bestichst mir doch nicht!“ Der alte Soldat mußte aber nicht der kühne Reiter gewesen sein, der er in der Tat war, wenn ihn ein solcher Beweis von Mut und Entschlossenheit nicht zur Milde hätte stimmen können. Das war ja gerade so ein verwegener Reiter, wie er ihn haben wollte! Und deshalb bestach er ihn doch; denn vom Abschiednehmen war nun keine Rede mehr.

*

Bei einer Truppenbesichtigung fragte Wrangel nach der Konfession der einzelnen Mannschaften. Er ließ die Katholiken rechts heraustreten, die Juden links heraus und die Evangelischen vortreten.



Schließlich blieben doch noch ein paar Mann übrig, die er ganz erstaunt fragte: „Was seid ihr denn?“ - „Wir sind Dissidenten.“ - „Dissidenten? Was ist denn das? Habe ich noch nie gehört! Was bedeutet denn das?“ - „Wir gehören keiner Kirche an!“ - „Na so was! Morgen früh um 5 Uhr meldet ihr euch mit einer anständigen Religion, verstanden? Weggetreten!“

*

Bei einer Besichtigung der Dragoner in Schwedt an der Oder hatte ein junger Offizier das Unglück, auf Wrangels Frage, was in einer der Kammern des Regiments aufbewahrt werde, zu antworten: „Die Sättel!“ Darauf Wrangel: „Die Dragoner haben keine Sättel, mein Sohn, die haben Böcke!“ - „Zu Befehl, Exzellenz!“ - Nach einiger Zeit hörte man ein Signal. Wrangel fragt den gleichen Offizier: „Was ist das für ein Signal?“ Wie aus der Pistole geschossen, kam die Antwort: „Es wird zum Bock geblasen!“ Darauf Wrangel: „Die Antwort ist gut, mein Sohn, kost't aber drei Tage Arrest.“

*

Das Argste, was Wrangel an schlagfertiger Antwort gelegentlich der Besichtigung eines Truppendeils widerfuhr, geschah bei einem Husaren-Regiment, das ihm an Stelle des erkrankten Regimentskommandeurs vom etatsmäßigen Stabs-offizier vorgeführt wurde. Sei es, daß der sonst schneidige Major einen schlechten Tag hatte, sei es, daß der Satan „Zufall“ ihm einen bösen Pöffen spielte, kurzum, die Besichtigung schnitt sehr mittelmäßig ab, denn es waren einige Fehler vorge-

kommen, die sehr ernstlich gegen die Dienstvorschrift verstießen. Der unglückliche Major, der mit der Ausbildung des Regiments in seiner dienstlichen Stellung gar nichts zu tun hatte und dafür keinerlei Verantwortung zu tragen brauchte, sondern nur den Regimentskommandeur vertrat, hatte schon während des ganzen Exerzierens die haar-scharfen „Pfeile und Schleudern“, mit denen der General ihn unablässig bedachte, ertragen müssen und befand sich daher in bitterböser Stimmung, denn er wußte genau, was ihm bevorstand.

Als daher am Schluß der Übung der Offizier zur Kritik geblasen wurde, war ihm klar, daß er diese Art Feierlichkeit aller Wahrscheinlichkeit nach zum letzten Male mitmachte. Er befand sich darum in einer Stimmung absoluter Wurstigkeit. Wrangel war natürlich auch sehr schlechter Laune; was er gesehen, hatte ihm nicht gefallen, und ganz mit Unrecht machte er den Major zum Sündenbock. Seine abfällige Kritik beendete er, indem er sich direkt an den Major wandte mit den Worten: „Sie, Herr Major, hoffe ich das nächste Mal auch nicht mehr vor der Front zu sehen.“

Diese ihm vor dem ganzen Offizierkorps widerfahrene Grobheit kränkte den sowieso schwergereizten Mann, und schlagfertig erwiderte er: „Aber warum denn nicht, Exzellenz? - Weshalb wollen Sie denn schon den Abschied nehmen? Exzellenz sind doch noch so rüstig!“ - Natürlich allgemeines Entsetzen ringsherum. Nur Wrangels Zorn verwandelte sich bei dieser kühnen Antwort augenblicklich in Heiterkeit. Er fand den Witz ausgezeichnet. Wer so schlagfertigen Geistes war, konnte kein unbrauchbarer Offizier sein. Er drohte dem Major lächelnd mit dem Finger und sagte: „Ich meinte eigentlich dir, mein Sohn!“

*

Der Feldmarschall erschien im Palais des damaligen Kronprinzen, um zur Geburt des dritten Sohnes, des später in jungen Jahren verstorbenen Prinzen Waldemar, zu gratulieren. Die Eltern ließen das Kind hereinbringen, und die Mutter legte den Säugling dem Feldmarschall in den Arm. Der Kronprinz, der harmlose Scherze liebte, meinte, zum



Feldmarschall gewandt: „Was soll nun mein dritter Sohn werden? Der älteste muß Soldat werden, der zweite soll zur Marine. Den dritten lasse ich Kaufmann werden.“ Darauf der alte Wrangel: „Das scheint mir das Richtige! Mir hat er schon besch . . .“

*

Bei der Besichtigung seiner Kürassiere in Königsberg lobte er einst in der Schluskritik vieles, manches tadelte er - vor allem: „Wenn ich in den Stall einer Schwadron komme, dann müssen die Fäule dat merken. Dann verlange ich, dat so'n Faul lebendig wird, den Kopp hochnimmt, meinswejen ooch wiehert. Ihre Fäule standen da wie olle Tranlampen! Da war keen Murr und keen Muß dahinter! Sie haben mich verstanden, meine Herrn!“

Als Papa Wrangel nach einiger Zeit wieder einen Stall der Kürassiere betrat, warfen die Pferde die Köpfe hoch, drehten sich um, scharreten mit den Vorderbeinen, schnaubten und wieherten. Das alles nur, weil ein alter General durch die Stallgasse

ging? Nein - weil die Rittmeister damals sofort unter die Futterkisten Räderchen genagelt und dann aus den fahrbaren Futterkisten gefüttert hatten . . . und weil - während Papa Wrangels Besuch - ein Mann im Hintergrunde ein ganz klein bißchen . . . mit der Futterkiste quietschte. Der Soldat muß eben findig sein!

*

Als Wrangel in den vierziger Jahren in Stettin kommandierender General war, ließ er den dort wirkenden Genre- und Porträtmaler Ludwig Most zu sich kommen und beauftragte ihn, für seinen Speisesaal einige Ahnen seines Geschlechts zu malen. Der Maler erkundigte sich, ob der General nicht einige kleine Porträts besäße, nach denen er sich richten könne. „Das ist nicht nötig“, meinte Wrangel, „machen Sie nur einige Ähnlichkeit mit mich und ziehen Sie sie vorschriftsmäßig an. Persönlich hat sie ja doch niemand gekannt.“

Auf einer Kunstausstellung blieb der General vor einem Bilde stehen und fragte Ludwig Most, von wem es wäre. „Von mir, Exzellenz!“ - „Ist ja wohl ein Niederländer?“ - „Exzellenz verzeihen“, verbesserte sich der Künstler, der an Wrangels Vorliebe für die Verwechslung des Mir- und Michfalles dachte, „das Bild ist von mich.“ - „Ach so, von Sie, das freut mir, aber warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“



Der Grabstein Wrangels in Stettin

Ostererinnerung

Da hatte ich nun meine drei Birrhähne, alle sauber mit der Büchse aus dem Schirm erlegt. Eigentlich ein Frevel, am Osterfestabend auf die Jagd zu gehen, wenigstens im alten Rußland Väterchens - wenngleich ja der Sonnabend nicht offiziell zu den Feiertagen zählte und ich als Deutscher und Protestant den Russen überhaupt als „Heide“ galt. Mein braver Jäger Michail Antipow fand nichts dabei: er wäre auch am Osterfest mit zur Birk- oder Auerhahnbalz gekommen.

Er hockte still neben mir auf der kleinen Bretterbank der Hahnenhütte und hatte augenscheinlich viel auf dem Herzen, denn er kaute nachdenklich an dem Schinkenbrot, das ich ihm gegeben hatte und trank den Wodka so bedächtig, daß ich Sorge um seine Gesundheit hatte. Sonst war der Schnaps - und sei er noch so kräftig und groß - immer mit einem Ruck hinter der Binde, so schnell, wie es selbst ein pommerscher Landbriefträger nicht machen kann - oder ein Fischer von der Ostsee. Als Michail nun aber den zweiten Brantwein langsam hinabgespült hatte, guckte er mich treuherzig aus seinen wasserblauen Augen an, räusperte sich, zog an den Fingern, daß die Gelenke knackten und sagte: „Barin, Herr Oberförster - ich hätte eine Bitte . . .“

„Na, dann schief' 'mal los“, meinte ich gutgelaunt. -

„Barin - du hast ein gutes Herz, ich weiß. Darum wirst du mir helfen. Du kennst doch den reichen Krämer Timophei Kriwonogin?“

„Gewiß kenne ich ihn“, sagte ich, „ich beziehe ja von ihm Petroleum, Lichte und Seringe.“

„Ja - das ist gut. Nun - der Kriwonogin hat eine Tochter, die Manja. Und die möchte ich gern heiraten.“ „So, so.“ „Aber er will nichts von mir wissen, weil ich arm bin und noch keine eigene Forstwartstellung habe.“ „Im.“ - „Ja, Barin. Da wollte ich dich bitten, Euer Hochwohlgeboren möchte

doch ein gutes Wort für mich einlegen. Wenn der Herr Oberförster so zu ihm kommt und ihm sagt: „Du, reicher Timophei Wassiliewitsch, gib dem Forstaufseher Michail deine Tochter“, dann wird er nicht nein sagen, wo er doch das Holz, mit dem er handelt, bei dir kaufen muß.“

Ich versprach, mein Möglichstes zu tun - der junge Forstwart war ein ehrlicher Bursche und das nette Mädchel kannte ich. Ein hübsches Paar würde das geben. Durch die kühle Vorfrühlingsluft, bei Lerchenjubiläum zogen wir heim. -

Am Spätabend ging es wieder los - im kleinen Schaukelwagen, über holperigen Knüppeldamm und lehmige, breite Straße. Gegen Mitternacht wollten wir in der Dorfkirche sein, denn dort erwartete die gläubige Gemeinde den Anbruch des Osterfestes. Auf dem Bock saß der brave Michail, gut gekämmt und gebadet und im Sonntagsstaate: blauem Russenhemd unter der Wolljacke, schwarzen Sammethosen und hohen, blankgewischten Stiefeln.

Als wir die Kirche betraten, war drinnen schon alles in Weihrauch gehüllt. Der Pope sang, der Psalmsänger und die Chorknaben stimmten geistliche Lieder an, der Diakon schwang das Räucherfaß. Und die vielhundertköpfige Gemeinde stand andächtig im großen Raum, jedermann hatte eine Kerze in der Hand. Es roch süßlich nach Weihrauch, nach vielen Menschen und auch etwas nach feuchten Kleidern - die Luft war dick und schwer. Die Gesichter der Menschen waren rot beleuchtet, das Gold und Silber an den Gewändern des Popen und des Chors glitzerte, die goldüberladenen Rahmen der Heiligenbilder schimmerten.

Da sah ich durch den Dunst auch den Gutsbesitzer Sorokin und seine Familie, den Händler Sobakin und den Landarzt Dr. Medwedjew, da sah ich auch den gewichtigen Krämer Kriwonogin

Denken Sie an Ostern?

Wenn Sie Ihren Osterspaziergang antreten wollen mit dem Bewußtsein, in Ihrem Hause Freude hinterlassen zu haben, so schenken Sie Ihren Lieben zum Osterfest

neuzeitliches Gasgerät.

Sie sparen bei seiner Verwendung Geld und Zeit und erleichtern der Hausfrau die Hausarbeit.

Ein Tischherd

kostet nur 50 Pfennig je Monat. Schon nach drei Jahren ist er Ihr Eigentum.

Ein Gasherd,

wundervoll weiß emailliert, mit emaillierter Platte und auch innen emailliertem Brat- und Backraum, kostet nur 1,75 RM je Monat. Nach fünf Jahren ist er Ihr Eigentum.

Ein Gas-, Brat- und Backofen,

auch zum Sterilisieren geeignet, kostet nur 70 Pfennig je Monat. Nach fünf Jahren ist er Ihr Eigentum.

Ein Gasbadeofen

mit schwerem Kupfer-Innenwerk kostet nur 2,54 RM je Monat. Nach fünf Jahren ist er Ihr Eigentum.

Gaspreis für die Warmwasserversorgung im Haushalt nur 10 Pfennig je cbm. Wir führen Ihnen die Geräte im praktischen Betriebe kostenlos vor. Gasgerät erfordert keine neuen Töpfe!

Gasgemeinschaft Städtische Werke A.-G.

Kleine Domstraße 20, Tel. 319 09; Jasenitzer Straße 1, Tel. 207 97; Altdamm, Gollnower Straße 195, Tel. Altdamm 657; Greifenhagen, Fischerstraße 33, Tel. Greifenhagen 416.

und die niedliche Manja. Ich stellte fest, daß mein guter Michail wirklich einen recht guten Geschmack hatte . . .

Jetzt segnete der Pope die „Paska“, den heiligen Osterkäse, den ein Bauer nach dem anderen an den Altar brachte, neue Lichte wurden angezündet, und auch ich ließ eine Kerze aufflammen.



Dann aber zeigte die Uhr Mitternacht - der Chor sang, der Pope segnete die knienden Menschen und nun ging das gegenseitige Beglückwünschen an: Bekannte und Fremde umarmten sich mit dem Spruch „Christos ist erstanden“ - „Er ist in Wirklichkeit erstanden“ und tauschten buntgefärbte Eier aus.

Ich näherte mich der reizenden Manja: wenn später mein Waldwärter das ganze Mädels haben sollte, dann wollte ich doch vorher wenigstens einmal „nippen“ . . . Ich gab der Kleinen also ein schönes, rotgefärbtes Ei, bekam ein ebenso schönes, blaues, küßte das Mädels herzlich und hatte nun auch eine kleine Osterfreude, die allerdings durch den härtigen Schmaßfuß Kriwonogins reichlich gedämpft wurde. -

Nachdem wir nun Eier getauscht und geküßt hatten, wurden draußen auf dem Kirchplatz große Osterfeuer entzündet, die Glocken läuteten, Chöre sangen. Und endlich fuhr ich denn mit zu Kriwonogin ins gastliche Haus, denn zum Gutsbesitzer Sorokin konnte ich ja später und zu den anderen im

weiteren Verlauf der Osterwoche; denn in dieser Zeit wird ja die Ostertafel nur abgetragen, um sogleich neuen Auflagen herrlicher Genüsse Platz zu geben. -

Auch bei Kriwonogin war die Ostertafel fein gedeckt: nicht nur der summende Samowar, die riesigen Weiß- und Schwarzbrote und der freudenerheißende Wodka standen da - Kriwonogin hatte sich nicht lumpen lassen und gezeigt, daß er, der wohlhabende Mann, Gäste wohl aufnehmen konnte. Da gab es außer der Paska, die natürlich zuerst angeschnitten wurde, heiße Pastetchen und die große „rechtgläubige Pastete“, Zander in Gallert und Schweineschinken, kaltes Geflügel und - selbstverständlich riesige Schüsseln mit bunten Ostereiern.

Man aß, man trank und war vergnügt. Auch mein guter Michail war dabei, ein wenig schüchtern zwar, aber glücklich in der Nähe der blonden Manja. -

Eine schräge Rutschbahn wurde aus einer Tür und darübergelegten Decken hergestellt, wir aber ließen Eier hinabkollern: wessen Ei ein zweites berührte, hatte gewonnen. Unter solchen harmlosen Spielen vergingen ein paar Stunden.

Nun kam das Geschäft: ob wieder Durchforstungsholz zu haben sein würde, ob Birkenholz in Klößen für die Bahn? Und Baubalken? Gewiß - das würde sich im Herbst finden, und Herr Kriwonogin solle bedacht werden - vielleicht . . . Der nächste Schlag würde wohl im Revierteil meines neuernannten Oberwaldwärters hier - Michails - geschlagen werden - hm, ja . . .

Michail schnappte nach Luft, Manja wurde feuerrot, Kriwonogin brummte irgendetwas in seinen Patriarchenbart. - Dann trank er einen Schnaps. -

Nun ging es ans „Eiertixen“: Man stieß zwei Eier mit den Spitzen aneinander - wessen Ei heil blieb, der hatte gewonnen und konnte sich etwas wünschen. Ich hatte von Hause ein Perlhuhn mitgenommen. Diese Dinger aber haben eine mächtig harte, dicke Schale: ich siegte.

„Du, reicher Timophei Wassiliewitsch“, sagte ich nun -, „ich möchte nun meinen kleinen Wunsch erfüllt haben.“ -

„Er wird gewiß erfüllt“, sagte der Dicke freundlich, „und ich bekomme auch das Holz.“

„Wie jedes Jahr“, bestätigte ich, „aus dem Waldteil deines - Schwiegersohnes Michail Antipow . . .“

Der Dicke glockte mich an, als sähe er eine Klapperschlange. Dann aber holte er zuerst tief Luft, dann ein paar Flaschen roten Krimwein und schließlich ein Heiligenbild, mit dem er die knienden Verlobten segnete. -

BUCHBESPRECHUNGEN

Rechenschaft über Rußland

Aus den Einleitungen zur Dostojewski-Ausgabe, aus verstreuten Zeitschriftbeiträgen, einzelnen Aufsätzen und unveröffentlichten Manuskripten Moellers van den Brucks hat Hans Schwarz ein schmales, aber inhaltreiches Buch zusammengestellt und es unter dem Titel „Rechenschaft über Rußland“ herausgegeben (Verlag: Der Nahe Osten, Berlin, 1933). Eine solche Rechenschaft kommt zu gelegener Zeit, denn sie rührt an die Frage des deutsch-russischen Verhältnisses, die von jeher wesentlich war und die heute erneut gestellt werden muß. Nun handelt es sich in diesem Buch aber nicht, wie man annehmen könnte, um eine Stellungnahme zur Sowjetunion; der Ansatzpunkt Moellers liegt tiefer. Es handelt sich vielmehr um Rußland schlechthin, um das ewige, unveränderliche Rußland, wie es in seinen Menschen, in seiner religiösen Mystik und in seiner großen Dichtung zum Ausdruck gelangt und seine höchste Verkörperung in der Gestalt Dostojewskis, des „zentralen russischen Genies“, erhält. Ihm ist der Hauptteil des Werkes gewidmet, von ihm aus ergeben sich für Moeller die tiefsten Einblicke in das Wesen des russischen Volkes und seiner Geschichte. Die Maßlosigkeit und Furchtbarkeit dieser Geschichte, das Dulden und Ausharren des russischen Menschen und die verborgene Kraft, die in ihm ist und mit gefährlicher Argewalt plöcklich aus ihm hervorbricht, das alles steigt vor uns auf. Wesentlich dabei ist, daß Moeller das Russentum immer in bezug auf uns und unsere Stellung ansieht, daß er sich nicht verliert, sondern immer wieder fragt, was es für uns Deutsche bedeutet. Rußland, der Westen und wir, das ist die Fragestellung, in die das Buch am Ende einmündet. Ost und West stehen sich als zwei andere Welten gegenüber, zwischen beiden steht Deutschland. In dieser Mittellage liegt seine Stärke und seine Schwäche. Schwäche wäre es, dem liberalistischen Geiste des Westens zu verfallen oder in der formlosen Willkür des Ostens aufzugehen. Stärke aber ist es, sich zwischen beiden zu halten und seine volle Eigenart zu wahren. Moeller weiß, daß es für uns keine andere Lösung geben darf. Die Möglichkeit aber, sie zu verwirklichen, ist erst durch das neue Deutschland gewährleistet.

Hans Schumann.

Ostdeutsche Monatshefte

In der Nachnovemberzeit war es fast zur Selbstverständlichkeit geworden, daß wahrhaft deutsche Kunst, daß vor allem die kulturpolitisch kämpfende Jugend rücksichtslos an die Wand gedrückt wurde. Im neuen Reich, dessen ganzer Ideengehalt ja dem Drängen und der unbändigen Kraft dieser Jugend entsprang, ist ihr der Weg zum verantwortungsvollen Schaffen weitgehend geebnet worden. Und wir begrüßen es immer, wenn der jungen Generation Gelegenheit gegeben wird, ihr Wirken und Können und ihren Fortschritt unter Beweis zu stellen.

Dieser „jungen Generation“ ist das zweite Sonderheft, die Märznummer der oben genannten Zeitschrift (Georg=Stilke=Verlag, Berlin-Danzig) gewidmet: sie gibt einen klaren Querschnitt durch das künstlerische Schaffen der ostdeutschen Jugend. Neben längst bekannten Namen stehen hier unbekannte - wir begegnen Herbert Böhme und Herybert Menzel und lernen

Kurt Eggert, Ruth Kristekat, Herbert Günther, Franz Erdmann, Eva Katharina Wilhelmi, Karl Nils Nicolaus u. a. in Lyrik und Prosa kennen. Ingrid Starke, eine junge Bildhauerin, wird uns in ihrer tiefen Verbundenheit mit Natur und Tieren, die die Basis ihrer plastischen Gestaltung bilden, geschildert. Man merkt: Kräfte sind am Werk, die zur Form, zur vollen Gestaltung drängen - die verheißend das kulturelle Leben des deutschen Ostraums befruchten.

Berichte über Gerhard Zirwas, den bekannten Danzigflieger, eine aktuelle Rundschau und Buchbesprechungen runden das inhaltsreiche und wegweisende Heft (Einzelnummer 1,25 RM.) zu einem einheitlichen Ganzen ab. Ri.

Albrecht von Roon

Der Verfasser, Reinhard Hübner, gibt in genanntem Buch (Hanseatische Verlagsgesellschaft, Hamburg, 1933) einen Beitrag zur Geschichte der Reichsgründung. Mit vollem Bewußtsein stellt er eine historische Gestalt und nicht eine ideologische Strömung in den Mittelpunkt der Darstellung. Er gibt der Geschichte damit Festigkeit und zeigt die in der staatlichen Gemeinschaft verwurzelte Persönlichkeit als ihre bewegende Kraft. Roon ist ihm klarer und reiner Ausdruck der Werte, die das zweite Reich geschaffen haben. Er sieht diese nicht im liberalen Materialismus, sondern im Preußentum; denn die deutsche Einheit wurde in den Schlachten von Königgrätz und Sedan erkämpft und nicht in der Paulskirche erredet. Diese Entscheidung wurde von einem Staat herbeigeführt, der seine innere Geschlossenheit dem Militär verdankte. Aus dieser Sicht erscheint ihm das Soldnertum des preußischen Absolutismus als Volksheer, da es Leben und Stil des soziologisch fremden Volkes maßgebend beeinflusste, dem gesamten öffentlichen Leben seinen Stempel aufdrückte und somit den Staat als Ganzes schuf. Der Bruch in dieser klaren Ausrichtung des Staatswesens beginnt für Hübner nach dem Zusammenbruch bei Jena, als das liberale Bürgertum in der preußischen Politik zur Geltung kam. Von diesem Zeitpunkt an begannen die inneren Auseinandersetzungen, die über das Jahr 1848 bis zum Heereskonflikt der 60er Jahre führten. Damals wurde die deutsche Einigung von der preußischen Militärpartei gegen das nationale Bürgertum entschieden. An diesem Werk mit dem Einsatz der ganzen Persönlichkeit entscheidend mitgewirkt zu haben, ist das bleibende Verdienst des pommerischen Edelmannes Albrecht von Roon.

Da Hübner sein Buch für eine breite Leserschaft bestimmt hat, sieht er bewußt von einer historischen Beweisführung ab. Sein Stil ist einfach und gediegen. Unter Verzicht auf Oberflächenreize gibt er ein plastisches Bild der Persönlichkeit Roons. Reiche Zitate vermitteln eine lebendige Anschauung. Dem Lehrer besonders wird es Anregungen geben, da es die mannhafteste Tat wieder in ihr Recht setzt.

Friedrich Wahl.

Rotmord

Heinz Otto schildert in packender Weise das Schicksal des Proletarierjungen Hans Mensing im Berliner Osten (Nationaler Freiheitsverlag Berlin). Zwei Jahre ist er schon arbeitslos. Die Wohlfahrtsunterstützung reicht immer nur zum Essen

**Steuere der Not!
Schaffe Arbeit!**

Nimm ein Sparkonto bei der
Bank der Deutschen Arbeit A. G.

Zweigstelle Stettin

Kaiser-Wilhelm-Str. 51, Tel. 30266

Zahlstelle Stolp

Schlachthoffstr. 5 (Volkshaus)

Filialen und Zahlstellen im ganzen Reich
Erledigung aller bankmäßigen Geschäfte

für zwei Tage. So kommt Hans Mensing nach einem üblen Erlebnis auf dem Polizeipräsidium zwangsläufig über die kommunistischen Vorpiegelungen zur roten Mordstaffel. Im Grunde sind ihm die bösen „Nazis“ gar nicht so unsympathisch, aber er hört ja täglich, daß sie „Arbeitermörder“ und „Kahschistenhunde“ seien. So läßt er sich zur Teilnahme an einem kommunistischen Feuerüberfall verleiten und tötet einen SA-Mann. Als er steckbrieflich gesucht wird, bewilligt ihm die „Rote Hilfe“ 300 Mark zur Flucht ins Sowjetparadies. Die Hälfte unterschlagen seine kommunistischen Freunde. Als er mittellos in Rußland ist, kümmert sich niemand um ihn. Grausame Ernüchterung, aber zu spät! Er geht zugrunde und kein Hahn kräht danach. Ist es nicht das Schicksal von vielen deutschen Arbeiterjungen, die der roten Verheerung erlagen, das uns hier entgegentritt? F. M.

Kriegsbriefe gefallener Studenten

Soeben bringt der Verlag Albert Langen/Georg Müller in einem sorgfältig ausgestatteten Bande eine Volksausgabe der „Kriegsbriefe“ heraus (Preis 3,60 Mark). Diese Briefe sind ein einzigartiges Zeugnis von der geistigen Haltung einer ganzen deutschen Jugendgeneration und ihrer Auseinandersetzung mit dem furchtbaren Kriegsgeschehen. Für die gesamte heutige deutsche Jugend ist darum dieses Buch ein Vermächtnis von unveränderlicher Wichtigkeit, von ewiger Gültigkeit: ist es doch die Offenbarung des unsterblichen deutschen Heldentums und Opfergeistes und der deutschen Glaubenskraft. F. M.

Richelieu's politisches Testament

Walter Hagemann beschäftigt sich in seinem neuesten Buch (erschienen im Karl Heymann Verlag, Berlin, RM 3,-), das den Untertitel „300 Jahre europäische Unsicherheit“ trägt, mit der wahnwitzigen französischen Behauptung, Deutschland bedrohe seit Jahrhunderten die Grenzen seines westlichen Nachbarn und dessen politische Sicherheit. Hieraus zieht Frankreich bekanntlich den Schluß, daß Deutschland die wehrpolitische Gleichberechtigung nicht zugestanden werden könne. Dokumentierte Unterlagen und reichliches Bildmaterial beweisen, daß die sattnam bekannte französische Behauptung nicht nur unwahr ist, sondern gerade Deutschland durch das jahrhundertalte Streben Frankreichs nach der Rheingrenze bedroht wird. Auch heute atmen die Methoden des französischen Saarkampfes noch längst nicht den Geist der Umkehr, des ehrlichen Friedenswillens, eher - wie so oft in den verflochtenen 15 Jahren - den Geist schönder Annexionslust. Im Endkampf um die Wiedererringung unserer Gleichberechtigung und unserer grenzpolitischen Sicherheit wird das Buch wertvolle Hilfe leisten. Ri.

Die Deutschen

Eine „Artkunde“ nennt Friedrich Roepf die Neuauflage seines Beitrages zum Handbuch „Deutsche Politik“, zu der der Reichsführer des DDA das Geleitwort schrieb. Das Büchlein, das in knapper Form das deutsche Volk in seiner landschaftlichen Gliederung aufzeigt und auf die verschiedenartige Bedeutung und Leistung der Stämme für das Gesamtvolk hinweist, sollte in keiner politischen Schulung fehlen. Es ist erschienen im Armanenverlag, Leipzig, 1,- RM.

F. M.

Papa Wrangel

Es ist köstlich, durch das Leben des fast legendären Feldmarschalls zu wandern - und herzliche Freude bereitet es, die Anekdoten, Schnurren und Scherzreden über ihn zu lesen, wie sie Erich Murawski gesammelt und herausgegeben hat (Ostsee-Verlag, Stettin. Preis 2,- RM.).

Am 15. April erleben wir den 150. Geburtstag Papa Wrangels. 93 Jahre ist er alt geworden - und dieses lange Leben mit seiner innigen Verbundenheit zu seiner Heimatprovinz Pommern und der deutschen Ostmark, in seiner Originalität, in seiner seltsamen Prägung wird uns durch Murawskis Buch näher gebracht als durch jede historische ver-

bürgte Tatsachenbiographie. Besonders der Soldat, der alte wie der junge, findet in dieser Sammlung wahre Perlen urwüchsigen Humors - aber auch jedem anderen bringt sie Stunden des Frohsinns und des Lachens. Einige Anekdoten aus dem Buch sind im Innern des Heftes abgedruckt.

Ri.

Geschäftliche Mitteilungen

Arbeitsbeschaffung im Bereiche der Ueberlandzentrale Pommern AG.

Mit einer beispiellosen Fähigkeit ist in den vergangenen Monaten der Kampf um Arbeit geführt worden. Von den größten Unternehmungen bis hinab zu den kleinsten Betrieben ist man freudig dem Rufe des Führers gefolgt und hat für Arbeit gesorgt, wo sie irgend erforderlich war. In der ungeheuren Herabminderung der Arbeitslosigkeit lag der große Erfolg dieses Einsatzes aller führenden Kräfte.

Pommerns größtes Wirtschaftsunternehmen, die Ueberlandzentrale Pommern AG., hat für das Arbeitsbeschaffungsprogramm nicht weniger als 2,5 Millionen Reichsmark zur Verfügung gestellt, die für Bauten im Interesse der Sicherheit der elektrischen Energieversorgung und zur Verbesserung der Leitungsführung dienen sollen. Der Umbau der Frei-



luftstation Pasewalk, die Neuerrichtung der Freiluftstation Greifswald und die Errichtung einer neuen, 45 Kilometer langen 40 000-Volt-Leitung von Anklam nach Swinemünde sowie der Bau einer großen Betriebsfernspannanlage zwischen Stettin-Belgard und den Wasserkraftwerken des östlichen Versorgungsgebietes seien besonders hervorgehoben. Eine weitere halbe Million Reichsmark wurde Städten und Gemeinden zur Verfügung gestellt, die an das Netz der Ueberlandzentrale angeschlossen sind, zum Ausbau ihrer Leitungsnetze und zur Instandsetzung von schadhaften elektrischen Innenanlagen. Infolge der günstigen Witterungsverhältnisse konnten diese Arbeiten vor längerer Zeit schon aufgenommen und erheblich gefördert werden.

Arbeit ist Aufbau. So sind heute im gesamten Gebiete der Ueberlandzentrale Pommern zahlreiche Arbeitskolonnen in Tätigkeit. 2200 kräftige Arme wirken heute an der Verbesserung der Übertragung elektrischen Stromes mit, wo früher nur 700 Mann tätig waren. Überall weht ein frischer Zug durch die Reihen der Arbeitskameraden, die ihre Sorgen zu Hause gelassen haben und freudig am Aufbau mitarbeiten.

Verlagsort: Stettin - Hauptschriftleitung: Breite Straße Nr. 5111, Eingang Jakobikirchplatz - Fernruf 28295/97 - Sprechstunden: Täglich, außer Sonnabend, von 12-1 Uhr - Verantwortlich für den Textteil: Hauptschriftleiter Günter Oeltze von Lobenthal, für den Anzeigenteil: Hauptwerbeleiter Wilhelm Rode, sämtlich Stettin - Für unverlangte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen - Auflage 10000



GEBRÜDER HORST

STETTIN

PARADEPLATZ 18, 19, 20, 21, 22, 23
GR. WOLLWEBERSTR. 19, 20, 21, 22

MODEWAREN UND
AUSSTATTUNGEN

FERNSPR.: SAMMEL-NUMMER 25511

Landschaftliche Bank der Provinz Pommern

Anstalt öffentlichen Rechts

Zweig - Institut der Pommerschen Landschaft
Amtliche Hinterlegungsstelle f. Mündelvermögen



STETTIN

Paradeplatz Nr. 40

Fernsprech - Sammel - Nr. 25421
Postscheck-Konto Stettin Nr. 1436

Ausführung aller bankmäßigen Geschäfte
Führung von Banksparkonten

Vermietung von Schrankfächern unter eigenem Verschluss des Mieters

Das exklusiv vornehme „Drei-Zack“-

Maß- Oberhemd

Allerhöchste Anerkennungen ständiger Kunden aus den Kreisen der hohen Aristokratie, Kunst, Wirtschaft des In- und Auslandes.

Direkt ab Fabrik von RM 4.- an
Panama-Sporthemd nach Maß RM 2.90

Verlangen Sie heute noch Muster-Abschnitte gratis u. franko!
Mech. Wäschefabrik „Drei-Zack“, Oberkotzau 184 (Oberfr.)
Modernste Großfabrikation (Inh. A. Fischer & Söhne)

Deine Zeitung –
Deine Gesinnung!

Nationalsozialisten lesen die

**Pommersche
Zeitung**



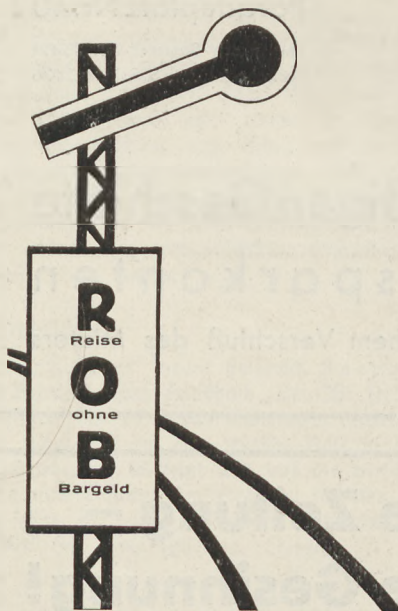
Nun kommt die Praxis! In jedem Beruf wird Dir das Vorwärtskommen erleichtert, wenn Du vom ersten Tage an jede übrige Mark zu uns bringst. Es ergibt dann das Kapital zur späteren Schaffung eines eigenen Geschäfts.

Städtische Sparkasse zu Stettin

Nebenstellen:

Magazinstraße Nr. 1

Moltkestr. 12 — Am Bollwerk 12-14 — Falkenwalder Str. 189 — Gießereistr. 23a — Hohenzollernstr. 9 — Kreckower Str. 69 — Pölitzer Str. 58 — Nebenstelle Schlachthof, Am Dunzig 1-8



Reise Ohne Bargeld mit dem Reisekreditbrief!

Reise mit dem **ROB**
der modernen Reisekasse!

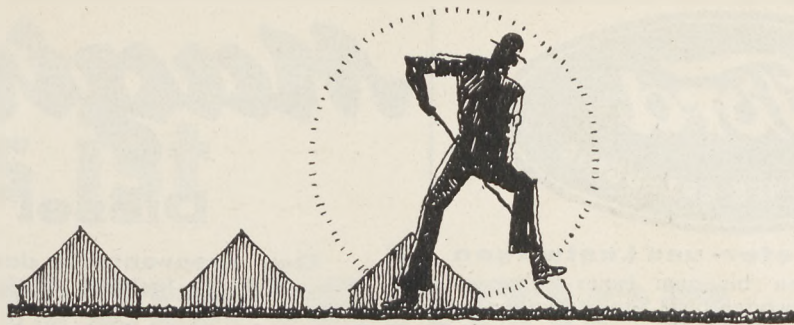
Überall Einlösungsstellen

Jeder reise mit dem Rob der

PROVINZIALBANK POMMERN

Stettin, Luisenstraße 13
Tel.-Sammelnummer 35561

Zweiganstalten: Stolp in Pom., Kaufmannswall 6
Stralsund, Alter Markt 4



POMMERSCHE HEIMSTÄTTE

KÖSLIN STETTIN STRALSUND

Die provinziellen Heimstätten sind die Instrumente der nationalsozialistischen Regierung zur Durchführung des von ihr als richtig anerkannten Siedlungsprogramms.

Dieser Aufgabe gemäß dient die Pommersche Heimstätte auf gemeinnütziger Grundlage dem wichtigen Ziele, die deutschen Volksgenossen durch Schaffung von Eigenheimen auf heimischem Grund und Boden wieder mit der Scholle zu verbinden.

Das wirksamste Mittel hierbei ist die vorstädtische Kleinsiedlung (Dorfrandsiedlung, nebenberufliche Siedlung). Durch Übernahme der Trägerschaft und Betreuung ermöglicht die Heimstätte die Durchführung.

Die Arbeitsschlacht erfordert intensivste Arbeit und Beschleunigung. Daher wenden sich Gemeinden und private Siedlungsinteressenten an ihre provinzielle Treuhandstelle, die

P O M M E R S C H E H E I M S T Ä T T E

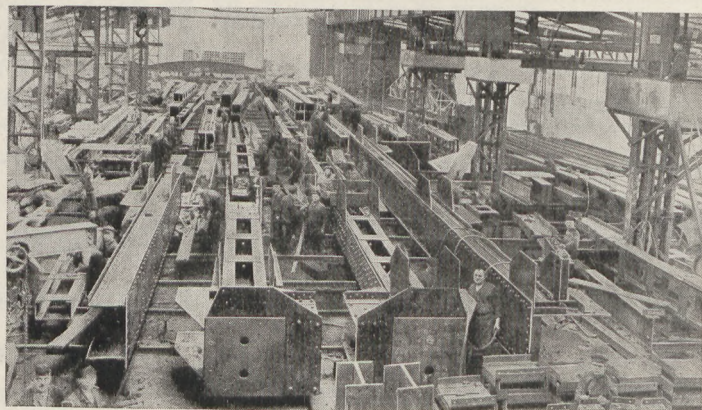
I. GOLLNOW & SOHN

STAHLBAU

**FABRIKHALLEN
KRANBAHNEN
STAHLSCHELETTBAUTEN**



**FESTE BRÜCKEN
BEWEGL. BRÜCKEN**



Konstruktionsteile für das Schiffshebewerk Niederfinow auf der Werkzulage

STETTIN



Personen-Liefer- und Lastwagen
vom Kleinwagen bis zum Luxus-Cabrio
vom 6-Ztr.-Lieferwagen bis 2,5-to-Lastwagen
formenschön — **wirtschaftlich**

Autorisierter Händler:

JANSON & Co., G. m. b. H., STETTIN, ALTDAMMER STRASSE 37
FERNRUF NR. 309 27/28

Magirus

Diesel

**Der ausprobierte deutsche
Qualitätswagen**

vom 1 1/2 to 45 PS bis 5 to 110 PS

AUDI DKW HORCH WANDERER

Auto - Union
Filiale Stettin

Verkauf: Königstor Nr. 1
Sammelruf 251 91 · Reparaturwerk Altdammer Str. 37

F. HESSENLAND

GESELLSCHAFT MIT BESCHRÄNKTER HAFTUNG

STETTIN

GROSSE DOMSTR. 6-9
TEL. 30340 UND 36620

BUCHDRUCKEREI

ROTATIONSDRUCK

STEIN- U. OFFSETDRUCK

GROSSBUCHBINDEREI

LINIIERANSTALT



**HESSENLANDDRUCKE
SIND BESTE QUALITÄTSARBEITEN**

Stettiner Oderwerke

Aktiengesellschaft für Schiff- und Maschinenbau, Stettin

Fernsprech-Sammel-
Nummer 256 51
Nachts 260 80
Telegramm-Adresse:
Oderwerke Stettin

empfehlen sich zur Lieferung von
**Landdampfmaschinen und Dampfkessele, Abhitzekelele,
Behältern und Silos jeder Art und GröÙe. Grau- und RotguÙ
jeder Art und GröÙe. SpezialguÙ für chemische Fabriken usw.**

Ferner Instandsetzungsarbeiten an obigen Teilen

Fahrbare elektrische Schweißaggregate und Luftkompressoren

Es ist anzunehmen,

daß sich jede Hausfrau darüber freut, wenn Blumen in ihrer Küche gedeihen,

daß sie sich in einer hellen und luftigen Küche wohlfühlt, daß sie es begrüßt, wenn die Arbeit am Herd erheblich eingeschränkt wird und trotzdem alle Speisen gut gelingen.

Darum sollte auch jede Hausfrau, die sich einen neuen Herd anschaffen will, daran denken, daß ihr all diese Vorzüge durch die elektrische Küche geboten werden, und sie sollte schon jetzt elektrisch kochen und sich eine elektrische Kocheinrichtung mieten.

Wir vermieten an unsere Stromabnehmer in Stettin:

Vollherde

einschließlich Kochgeschirr und Wasserschneelkocher monatlich von RM **3,50** an

Tischherde

einschließlich Kochgeschirr und Wasserschneelkocher monatlich von RM **1,15** an

Brat- und Backröhren

monatlich von RM **0,85** an

Nach 5jähriger Mietzahlung werden die Geräte Eigentum des Mieters. Nähere Auskunft in allen Elektro-Fachgeschäften und in der

ELEKTROSCHAU

STETTIN, SCHULZENSTRASSE 21, HOF I.



Die Zukunft deiner Tochter ist gesichert

wenn du rechtzeitig für die Aussteuer u. Versorgung deines
Töchterchens ein angemessenes Kapital sicherstellt

Die Tochterversorgungsversicherung zahlt

gegen geringe laufende Beiträge ein Kapital bis zu
20.000 Mark bei der Eheschließung der
Tochter, spätestens bei deren 25. Lebensjahre

Dommerische Provinzial- Lebensversicherungs-Anstalt

Bemeinnützige Anstalt des öffentlichen Rechtes, be-
hördlich verwaltet unter Haftung der Provinz

Stettin
Verlange
unseren
Prospekt
Fernruf 25441
Dölberstr. 1

KIE